



46. Jahrgang.

Deutsches 6. Heft. Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Der Ritt ums Glück.

Spottroman

von

Wilhelm Meyer-Förster.

Vierzehntes Kapitel.

6

Ja, ein Frühlingmorgen! Die Straßen Berlins lagen wie tot, die Pferde vor den Nachtdroschken

schliefen und die Kutscher auch. Höher stieg die Sonne, aber in dem Häusermeer wurde es womöglich noch stiller. Ganze weite Straßen ging Konrad entlang, ohne auch nur einen Menschen zu sehen. Er wollte einen Wagen nehmen, denn der Weg war nicht kurz, aber in solchen Dingen war er immer sparsam, fast kleinlich. Je länger er ging, um so weniger bereute er es, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Nichts war seltsamer als diese toten Steinmassen, über denen heller Sonnenschein lag, und nichts seltsamer als der Gedanke, daß Hunderttausende rings umher schliefen. Man

konnte denken, die riesige Stadt sei ausgestorben, und die unheimliche Ähnlichkeit zwischen Schlaf und Tod trat deutlicher als je in die Erscheinung.

Er erinnerte sich an ein Buch Flammarions: „Der Untergang der Erde“. Es wird da phantastisch erzählt, wie eines Tages die langsam vereisende Erde die letzten Lebewesen sterben sieht, und wie dann die Sonne weiß und kalt auf die zurückgebliebenen Schöpfungen der Menschen herniederlächelt, auf ihre Paläste und Türme, Brücken und Städte.

Er ging durch das Brandenburger Thor, auf dem



Herbstvergnügen. Originalzeichnung von H. Wagner.

die Späßen lärmten, und dann, vorbei an dem eben beginnenden Bau des neuen Reichstagsgebäudes, über den Königsplatz. Hundert Schritte von seinem Hause entfernt, hörte er einen Wagen rasch hinter sich her kommen, und neugierig schaute er rückwärts: wer mochte den Frühlingsmorgen zur Spazierfahrt benutzen?

Da erkannte er erstaunt die beiden Schimmel, den Wagen, den Kutscher, den Diener. Und fast gleichzeitig mit dem Gespann langte er vor der Haustür an. Der Diener grüßte ihn, sprang vom Bock, öffnete den Wagen Schlag und half seinem Herrn beim Aussteigen.

Wo kam Brandes jetzt noch her? Morgens um vier Uhr? Und dann erschraf Konrad beinahe: So hatte er seinen väterlichen Freund noch nie gesehen. Brandes lehnte sich schwer auf den Arm des Dieners, als er den niedrigen Wagen verließ, sein Gesicht war blaß, fast grau, auf dem dunkeln Rock lagen weiße Flecke von herabgefallener Asche.

Und nun sah er Konrad, der an den Wagen herantret und ihm die Hand entgegenstreckte. Ein Zug von Aerger, fast von Zorn flog über das Gesicht:

„Du noch wach? Auf der Straße? Was heißt das? Was hat das zu bedeuten?“

Konrad erzählte kurz den Anlaß seines späten Kommens, und Brandes wurde wieder ruhig.

„So, deshalb. Verzeihe.“ Er legte die Hand schwer auf des Jüngeren Schulter: „Bleib du immer, wie du bist, Konrad. Es taugt nichts, wenn die Menschen ihr Leben vergeuden. Denk immer an deinen Vater, der war ein Ehrenmann, der nie bewußt etwas Unrechtes gethan hätte. Halt dich und dein Leben zusammen, das ist alles, was ich dir raten kann.“

Der Kutscher fuhr nach dem Stall, der Diener hatte die Haustür geöffnet und ließ die Herren eintreten. Brandes winkte ihm ab, als er noch die Treppe hinauf folgen wollte.

„Geh schlafen, ich brauche dich nicht mehr.“

Als Konrad sich von ihm verabschiedete und in sein Zimmer gehen wollte, hielt Brandes ihn an.

„Bist du sehr müde?“

„O nein!“

„Dann thu mir einen Gefallen, Konrad, bleib noch eine halbe Stunde bei mir.“

Sie traten in Brandes' Arbeitszimmer.

„Mach die Fenster auf, so. Und nun gib da aus dem Schrank die Zigarren und den Cognac. Und etwas Wasser.“

Er setzte sich schwerfällig in den Sessel gegenüber dem Fenster, so daß er auf die grünenden Bäume des Königsplatzes und den Tiergarten sah. Der schwarze Schnurrbart hob sich scharf ab von dem blassen Gesicht, und jetzt kam um die Ecke des Fensters, langsam westwärts schreitend, die Sonne und bestete ihre Strahlen auf das müde, übernachtete Gesicht.

„Ich war im Klub, ich wollte, ich wäre heute nicht dagewesen.“ Kurz, scharf lachte er auf: „Wahrhaftig, ich wollte, ich wäre nicht dagewesen.“

Konrad wußte nicht, was er antworten sollte und schwieg. So entstand eine lange Pause. Endlich begann Brandes von neuem:

„Habe ich dir erzählt, daß dieser Kalm im Klub aufgenommen ist? Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist Tatsache. Und wenn man jetzt hinkommt, starrt einem diese widerwärtige Gaunerphysiognomie entgegen. Das hat mein lieber Freund Herr von Carlotta bewerkstelligt, ich bin Carlotta wirklich sehr dankbar.“

Konrad war aufs höchste erstaunt. In den Kreisen der Kavaliere sprach man stets so enthusiastisch von der Exklusivität des Klubs und betonte die vornehme Zurückhaltung desselben so beständig, daß Kalms Aufnahme wie eine Parodie wirkte.

„Aber wie ist das möglich? Ein solcher Mensch?“

„Ja, ein solcher Mensch!“ Brandes lachte bitter.

„Weil er Geld hat und man jemand haben muß, mit dem man um andre Dinge spielen kann als um Hundertmarktscheine und Pfeffernüsse. Er hat dem Prinzen von Reichenberg heute zweihundert Tausend abgenommen, das ist doch wenigstens großes Spiel.“

„Dem Prinzen?“

Da brach Brandes aus! Er schmetterte den Stuhl zurück, daß die eichenen Zierate krachend zerbrachen und durchs Zimmer rollten.

„Dieser Mensch, dieser Reichenberg ruiniert sich und mich! Er schuldet mir Unsummen und bezahlt nicht. Das Geld, das er verliert, ist mein Geld, immer nur mein. Natürlich, den andern muß er zahlen, sonst wäre es mit der prinziplichen Herrlichkeit vorüber, ehe die Sonne untergeht. Aber Brandes muß herhalten und warten und immer neu hergeben. Wir sind doch Freunde, Brandes!“ Ja, Freunde!

Konrad suchte ihn zu beruhigen, er hatte Brandes nie so heftig gesehen. Daß dessen Zorn sich gerade gegen den Prinzen richtete, erfüllte ihn freilich mit einem Gefühl der Befriedigung.

Brandes ging im Zimmer hin und her, seine Stirnadern waren geschwollen, kein greller Kontrast

als der sonnige Frühlingsmorgen, der ins Fenster lachte, und dieses übernachtete Gesicht, in dem der Zorn wühlte.

„Der Mensch weiß, daß er vor dem Ruin steht, aber er ist wie ein Rasender. Und nicht genug, daß er sich in den Abgrund wirft, er reizt auch noch andre mit! Für diese Schauspielerin schleudert er Unsummen aus dem Fenster, immer noch, während ihm das Wasser schon an die Kehle reicht. Ich wollte, ich hätte ihn nie kennen gelernt.“

„Das wäre freilich besser,“ dachte Konrad, „nicht nur um deinetwillen.“

Brandes wurde allmählich ruhiger.

„Du mußt verzeihen, mein Junge, daß ich das alles dir vorlege, aber irgend jemand muß man haben, dem man sein Herz ausschütten kann. Ich wünschte, ich hätte damals in Nizza mit diesem Leben gebrochen, wie ich es damals wollte. Das wäre zehnmal besser für mich gewesen, in jeder Beziehung. Aber es geht so nicht länger, ich muß zu einem Entschluß kommen. Man kann seinen Wagen nicht den Berg hinunter rollen lassen.“

Dann trat er an Konrad heran:

„Ich rede da in vagen und ganz unbestimmten Ausdrücken. Die Sache ist die, mein Junge, daß ich ganz enorme Verluste gehabt habe, an der Börse. Ich war einmal sehr reich, und das ist noch nicht gar so lange her, aber es ist merkwürdig, wie mich seit Wochen das Unglück verfolgt. Die Leute hier in Berlin übertaxieren mich, zehnmal, zwanzigmal. Und wenn die Sache nicht ein fatales Ende haben soll, muß ich jetzt abbrechen.“

Von all dem hatte Konrad nichts geahnt, für ihn war wie für alle Leute bis zu dieser Stunde Brandes der unerhört reiche Mann gewesen. Ein Gefühl der Angst schnürte ihm die Kehle zusammen und malte sich so deutlich in seinem Gesicht, daß Brandes fast lächeln mußte.

„Vielleicht habe ich da eben zu düster gezeichnet, mein lieber Junge. Die Sache ist nur die, daß man zur rechten Zeit bremsen muß. Wenn ich meinen Rennstall verkaufe, bin ich ein wohlhabender Mann, ‚Coriolan‘ allein bringt seine achtzigtausend. Und wenn ich mein Haus hier verkaufe und meine Besitzung in Hoppegarten, und wenn ich zusammenziehe, was mir an Bar und an sicheren Anwesenheiten gehört, ich glaube, da kommt immer noch eine recht nette Summe zusammen. Ein Vermögen, das sich sehen lassen kann.“

Konrad atmete auf, dann nahm er — der sehr selten einem solchen Impuls folgte — Brandes' Hand und sagte warm bittend:

„Ja, thun Sie das alles. Auch um Käthchens willen.“

„Ganz recht, um Käthchens willen. Und nun, mein Junge, geh schlafen, es wird Zeit. Wir werden morgen mit meinem Rechtsanwalt Rücksprache nehmen und mit Herrn Lanz von der Deutschen Bank. Geh schlafen, mein Junge.“

Es war sechs Uhr morgens. Die ersten Pferdebahnen klingelten vorbei, die Sonne stand bereits über den Häusern, allenthalben erwachte das geschäftige Leben. Als Konrad die Treppe hinaufging, begegnete er Käthchens Zofe.

„Das gnädige Fräulein ist doch nicht schon wach?“

„O ja, sie ist bereits aufgestanden.“

Eine Thür wurde geöffnet, und ein unfrisiertes Pödenkopfs mit roten Wangen schaute heraus.

„Bonjour, Monsieur Konrad! Schon auf?“

„Ah, Fräulein Käthchen!“

„Wollen Sie mit mir ausreiten, Konrad? Es ist ein herrlicher Morgen. Wir reiten in den Grunewald, ja?“

Er nickte, er konnte die Aufforderung nicht wohl abschlagen.

„Also in punkt einer halben Stunde.“

„Schön.“

So kam er in dieser Nacht nicht zum Schlafen, als er aber an Käthchens Seite durch den Tiergarten ritt, war alle Müdigkeit verschwunden, und nie war er in besserer Laune gewesen.

Der Prinz von Reichenberg würde demnächst von der Bildfläche verschwinden, dieses unruhige, nerven-aufregende Leben sollte ein Ende nehmen, ein Leben, in dem er sich nie heimisch gefühlt hatte; Brandes, Käthchen und er würden vielleicht in irgend eine Einsamkeit sich zurückziehen, wo man von all dem Lärm und Kampf nichts mehr hörte, und dann...

Er blickte Käthchen an, die einen Schritt vor ihm ritt und mit der Gerte die Taotropfen von den Zweigen schlug. Sie würde den Prinzen vergessen, und wenn erst dieses Uebermaß des Reichtums aufhörte, würde sie ihm menschlich näher stehen, vielleicht gar einmal — ja! — erreichbar!

Wie sie reizend aussah! Sie trug nicht mehr den hohen schwarzen Hut, sondern nach der neuen englischen Sitte einen flachen Strohhut, der ihr allerliebste zu Gesicht stand. Das schwarze Reitkleid umspannte straff ihre zierliche Gestalt, und wann sah je

eine Reiterin so leicht und grazios zu Pferde! Sie wußte das auch. Die besten Reiter der Armee und die englischen Professionals in Hoppegarten hatten ihr das tausendmal gesagt.

Nun ließ sie die Vollblutstute traben, während der starkknochige Hunter Konrads ungeschickt hinter dem zierlichen Pferd hertrötete.

„Wie das schön ist, nicht wahr? Ach Konrad, wir wollen doch heute lustig sein! Wenigstens ein einziges Mal. Es ist jetzt immer so trübe bei uns im Hause, Papa mißvergnügt und Sie, Konrad, auch. Weshalb nur?! Nun mal Galopp, allons!“

An einer der kleinen Wirtschaften des Grunewalds machten sie Halt und frühstückten. Als sie an einer Wiese vorbeiritten, sprang Käthchen ab und suchte einen Blumenstrauß, den sie mit Zweigen aus vielerlei Grün umwand. Sie band den Strauß an ihren Sattel und amüsierte sich kindlich, wenn die Vorübergehenden über den seltsamen Auspuß des Pferdes sich wunderten.

Dann trieb sie allerhand Narrheiten. Sie konnte alle möglichen Tierstimmen nachahmen, und nun krächte sie wie ein Hahn und bellte wie ihr kleiner Foxterrier, der dieses Bellen aber schon kannte und sich, neben dem Pferd laufend, nicht darum kümmerte.

Auf einem der Reitwege, die von Paulsborn nach Halensee gehen, veranstalteten sie ein Wettrennen, bei dem Konrad fast vom Pferd gefallen wäre, während die kleine Stute mit ihrer leichten Last natürlich um zwanzig Längen gewann.

„So soll ‚Coriolan‘ das Derby gewinnen,“ lachte Käthchen, „ach, das wäre himmlisch! Wie sich Papa da freuen würde! Uebrigens, was bekomme ich als Preis? Ich habe doch das Rennen gewonnen!“

Konrads Gesicht glühte von dem raschen Ritt. Er fühlte sich wie ein ganz anderer Mensch. Da sagte er — er begriff seine Kühnheit selbst nicht:

„Einen Kuß!“

Er war dicht herangeritten und erfaßte ihre Hand. Und sie wehrte sich nicht.

„Weil ich Sie lieb habe, Konrad, als wenn Sie mein Bruder wären.“

Sie neigte sich vor und nahm seinen Kuß.

Dann hielt sie seine Hand fest und sah ihm ins Auge mit einem merkwürdigen Blick, in dem es wie eine Thräne schimmerte.

„Sie wissen gar nicht, Konrad, wie lieb wir Sie haben, Papa und ich, wir beide. Wir sprechen so oft von Ihnen.“ Sie drückte mit ihren kleinen Fingern seine Hand. „Wir wollen ‚Du‘ zu einander sagen, Konrad, von heute an, ja?“

„Ja!“

Da neigte sie sich noch einmal vor und küßte ihn: „Nun sind wir Bruder und Schwester.“

Die kleine Stute zerrte am Zügel, biß nach dem biden Kopf des Hunter und sprang ungeduldig vorwärts. Wenige hundert Schritte weiter kamen sie auf die große Potsdamer Heerstraße, und nun trabten sie nebeneinander her.

Die feierliche Stimmung aus dem Wald hielt hier nicht vor, und als der Foxterrier bei Hundekehle eine Gans jagte, ins Wasser fiel und dann von einer verbündeten Gänjeschar in die Flucht getrieben wurde, kam Käthchen wieder in die ausgelassenste Lustigkeit. Den Rest des Wegs brachte sie damit zu, Konrad dabei zu ertappen, wenn er „Du“ und „Sie“ verwechselte, und als er es immer noch nicht lernen wollte, drohte sie:

„Dann werde ich auch wieder ‚Sie‘ sagen.“

Bruder und Schwester — das war es nicht, was er erhofft hatte. Aber Käthchens Kuß brannte noch auf seinen Lippen, und er fühlte, wie ein heißes Begehren durch seine Adern ging. Er richtete sich im Sattel auf und preßte das Pferd zusammen, daß es aufbäumte. Er hatte keinen Mut gehabt bisher, das war es, jetzt wollte er den Mut finden! Mit dem Beiseitegehen und Zusehen, hatte Brandes ihm einmal gesagt, ist es nicht gethan. Man muß zugreifen! Mit fester Hand!

So ritten sie nach Berlin zurück, beide mit leuchtenden Augen. Käthchen voll Fröhlichkeit und in den Frühling lachend, Konrad in dem ersten Gefühl des kraftvollen Wollens. Ihm war, als sei er an diesem Morgen ein anderer Mensch geworden, kein Träumer mehr, sondern ein Mann.

Das war zu derselben Stunde, als Annie Griotte sich den Schlaf aus den Augen rieb und in ihrem schmalen Bett sich aufrichtete.

Wann würde Konrad wiederkommen? Nie!

Fünfundzwanziges Kapitel.

„Und so, mein lieber Baron,“ schloß C. W. seine Erzählung, „wird man Mitglied des Klubs.“

Wenn er jetzt zum Rennen ging, trug er im Knopfloch den silbernen, hübsch ziselierten Knopf, auf dem zu lesen steht, daß Inhaber dieses Knopfes zum vornehmsten Verein des deutschen Vaterlandes gehört. Leute mit diesem Knopf sind über jeden Zweifel erhaben, sie rechnen zur Creme; Künstler und Männer

der Wissenschaft sind, mit ihnen verglichen, klein und minderwertig. Es giebt Menschen, die sich auf allerhand Ordnen etwas einbilden, und natürlich existieren dergleichen Auszeichnungen, die den Träger turmhoch über den Pöbel erheben. Aber was sind die meisten Orden, mit jenem Knopf verglichen?! Ein Nichts!

„Das habe ich,“ sagte C. W. zum Baron, „aus eigener Kraft erreicht. Ganz ohne Ihre Vermittlung.“ Er wohnte nicht mehr in den relativ schäbigen Zimmern am Schiffbauerdamm, sondern unter den Linden.

„Ich bin das meiner Stellung schuldig,“ sagte er. „Wert lege ich nicht auf dergleichen Krimstrams und seine Möbel, denn ich bin der einfachste Mensch, der in einem eisernen Bett brillant schläft, aber ich muß repräsentieren.“

Jemand im Klub fragte ihn, ob er Wagen und Pferde habe, und C. W. sagte natürlich: „Ja.“

Am nächsten Tag wurden Wagen und Pferde angeschafft. Für den Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Wöchnerinnen spendete er Carlotta's Tanten die unerhörte Summe von fünfundsiebenzigtausend Mark. Ganz Berlin sprach davon und nannte C. W.'s Namen mit Andacht. Als Carlotta ihn dann zur Aufnahme in den Klub vorgeschlagen hatte, war diese großmütige That ausschlaggebend. Ein Mann, der dreizehn Millionen besitzt, einen Rennstall hat, dem der Derby-Favorit „Lucifer“ gehört, der notorisch gern spielt und in Monte Carlo beinahe die Bank gesprengt hätte, ein Mann endlich, der hilfsbedürftige Wöchnerinnen mit fünfundsiebenzigtausend Mark beschenkt, ein solcher Mann gehörte in den Klub, selbstverständlich.

Sein Debüt in den heiligen Räumen war nicht sehr glücklich. Dem Präsidenten des Klubs, dem Herzog von Glogau, dem C. W.'s Visage durchaus nicht, und dann beging der Neuling die Unvorsichtigkeit, in Gegenwart dieses Mannes auszuspucken. Aber was sollte man machen? Herr Kalm war aufgenommen und unverletzlich. Und vor allem, er spielte in großem Stil. Nie auf Pump! Er hatte alle Taschen voll Geld und verlor in den ersten Tagen so viel, daß alle ihn liebgewannen. Dann freilich kamen C. W.'s gute Tage, und wenn er früh morgens nach Hause kam, hatte er stets eine Viertelstunde lang Geld zu zählen.

Wartet nur, ihr lieben Kinder, dachte er, euch will ich die Federn noch rupfen, daß es eine Art hat.

Carlotta's Toben kam zweihundert verschiedene Male, und C. W. gab einmal zweihundert und einhundert hundert Mark, dann war es aber auch mit seiner Mildthätigkeit zu Ende. Der Ehrgeiz, unter den großen Wohlthätern der Menschheit genannt zu werden, fehlte ihm durchaus, und wenn er sich über die fünfundsiebenzigtausend nie ärgerte, so nur deshalb, weil er sie auf Geschäftskosten gebucht hatte.

Gegen den Baron von Roffe war C. W. jetzt leidlich liebenswürdig. Für den Rennstall hatte er den alten Sportsman nötig, und seit „Lucifer's“ Galopp ihm die vornehmsten Bekanntschaften vermittelt hatte, wußte C. W., was ein erfolgreicher Rennstall für den Besitzer an Ruhm und Ansehen bedeutet.

Jeden Morgen und jeden Abend hatte ein Telegramm von Hoppegarten nach Berlin zu melden, wie „Lucifer“ sich befand, fraß, galoppierte und aussah. C. W. war um dieses Tier, das ihn nicht leiden konnte, wie ein Vater besorgt. Als „Lucifer“ im Mai das Händchen gewann und nun trotz „Coriolan“ als Favorit für das Hamburger Derby galt, begann C. W. das Tier zu lieben. Er ließ es in den verschiedensten Stellungen photographieren, und der Maler Adam mußte ein Bild anfertigen, auf dem man C. W. und „Lucifer“ sah, der erstere den letzteren am Bügel führend. In Wirklichkeit hätte Herr Kalm diese Vertraulichkeit nie gewagt und „Lucifer“ sie nie gelitten, deshalb ließ sich diese hübsche Gruppe auch nicht auf photographischem Wege herstellen.

„Gewinnt mein Pferd das Derby,“ sagte C. W. im Klub, „so lasse ich es durch Kiewwatter lebensgroß modellieren und eventuell in Marmor ausführen.“

Wiederholte er las, und die Sportzeitungen „Lucifer“ herausstrichen und ihn sogar „Coriolan“ stellten, wurde er von einem solchen Enthusiasmus und solcher Zärtlichkeit für den Rappen ergriffen, wie er sie nie im Leben für irgend ein Geschöpf gefühlt hatte. Dieses Tier, das ihn in den Klub lanciert hatte und im Begriff war, durch einen Derbyfieg Kalm zum berühmten Mann zu machen, stand seinem Herzen nahe, und oft sagte er zu dem Baron:

„Das einzige, was mir leid thut, ist, daß ich dem Pferd nichts zu Gefallen thun kann. Man kann ihm nichts schenken und nichts extra zu fressen geben.“

Wiederholte er versuchte er, dem Rappen sich zu nähern, denn es hätte ihm eine wirkliche Freude gemacht, das Tier zu streicheln und ihm seine Zuneigung zu beweisen. Mr. George mußte das Pferd festhalten, rechts und links wurden je zwei Stalljungen postiert, und nachdem so für Kalms Sicherheit gesorgt war, avancierte er vorsichtig, gab seiner quälenden Stimme den größtmöglichen Wohlklang und sagte zärtlich:

„Ge, pf, Luci, na, mein Kleiner, ht, na, so so so, hübsch —“

Aber kaum war er auf einen Meter herangekommen, als der Rappe sich drehte, daß die Jungens beiseite flogen, und dermaßen ausleitete, daß er um ein Haar C. W. den Schädel zertrümmert hätte.

„Bestie!“ schrie Mr. Kalm. „Gebt mir mal den Besen her, ich schlage die Canaille tot!“

Er zitterte wie Espenlaub vor Schreck, Scham und Wut; und es dauerte eine Viertelstunde, bis er sich wieder beruhigte. Nachher lächelte er darüber, und seine Zuneigung zu dem Tier erhielt dadurch keinen Stoß.

Tagtäglich ermahnte er den Baron, den Trainer und die Stalljungen, mit der allgrößten Sorgfalt „Lucifer“ zu pflegen, und er ließ durchblicken, daß er im Falle des Derbyfieges alle fürstlich belohnen werde. Das war übrigens ein sehr praktisches Versprechen, denn er hatte in den letzten Wochen so große Summen auf sein Pferd gewettet, daß der Sieg ihm ein Vermögen einbringen mußte.

Auf den sonnigen Frühlingsmorgen war ein heißer Tag und auf den Tag eine sommerlich schwüle Nacht gefolgt. Eine Dunstwolke lag über der großen Stadt, und im Westen stand ein Gewitter. Um elf Uhr nachts, eben als es zu regnen begann, kam Brandes in den Klub. Er ging rechts unten in das Korrespondenzzimmer und beauftragte einen Diener, den Prinzen von Reichenberg zu ersuchen, einige Minuten hinunterzukommen.

Den ganzen heißen Nachmittag hatte er mit Konrad gearbeitet, seine Bücher geordnet und alle Posten zusammengezogen. Das Resultat war weit glänzender, als er erwartet hatte; wenn er jetzt mit diesem bunter, bewegten Leben abschloß, so trat er von der Bühne als reicher Mann. Seine kolossalen Gewinne der letzten Jahre waren zusammengeschnitten, aber der Rest bildete immer noch ein großes Vermögen.

„Brandes? Was ist?“

Der Prinz war hereingetreten. Er trug Uniform und hielt eine Zigarette im Mund. Sein sonst blaßes Gesicht war gerötet, vielleicht vom Wein, vielleicht vom Spiel. Er war in offener guter Laune.

„Nun, Brandes, was giebt's?“

„Wenn es Ihnen beliebt, Durchlaucht, so sehen Sie sich ein paar Minuten. Ich habe Ihnen Wichtiges mitzuteilen, aber ich will Sie nicht lange aufhalten.“

„Kommen Sie denn nicht mit hinauf? Zum Spiel? Charlie ist da und Carlotta, und dieser Kerl, der Kalm, und Heinrich Dühring und noch andre.“

„Nein.“

„Aber weshalb nicht? Zum ersten Male seit Millionen Jahren habe ich einen guten Tag. Allons!“

„Nein.“

Er setzte in geschäftsmäßigen Worten dem Prinzen seine Absicht auseinander. Dann trat er nahe an ihn heran. Es hatte eine Zeit gegeben, da er diesen Prinzen gern gehabt hatte, damals, da dieser als junger Mensch nach Berlin kam. Sie hatten zusammen gejagt, gespielt, gereist, sie hatten Pferde zusammen gekauft und sie auf gemeinschaftliche Kosten im Rennen laufen lassen. Sie waren nicht gerade Freunde gewesen, aber der Prinz suchte Brandes' interessante Gesellschaft lieber als die seiner Kameraden. An alles das mußte Brandes in dieser Stunde denken, und eine leichte Bewegung war in seiner Stimme, als er sagte:

„Wir wollen mit dem allem ein Ende machen, Prinz. Nicht nur ich, auch Sie. Wenn Sie jetzt den Versuch machen, sich zu arrangieren, so geht das vielleicht noch.“

Aus dem Gesicht des Prinzen war die künstliche Röte gewichen.

„Das hätten Sie mir eher sagen sollen, Brandes, jetzt ist das längst zu spät. Uebrigens, Sie würden selbst dabei am schlechtesten fahren. Ich schulde Ihnen eine Unsumme, die ich nie bezahlen konnte. Ausgenommen, wenn ich einmal das wirklich große Glück hätte. Vielleicht habe ich das heute, wer weiß. Und deshalb willkommen Sie.“

Brandes hielt ihn noch einmal.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Prinz. Sie können sich arrangieren, wenn Sie mein Guthaben einstweilen nicht in Rechnung stellen. Sie werden dann im Lauf von Jahren und Jahren versuchen, mir das Geld zurückzuzahlen, und ich verspreche Ihnen, ich will warten. Wollen Sie das?“

Der Prinz trat einen Schritt auf ihn zu und nahm seine Hand:

„Brandes, Sie sind der einzige Mensch, der es gut mit mir meint, bei Gott, der einzige. Ja, ich verspreche Ihnen, ich will das befolgen. Ich werde Urlaub nehmen und ein Jahr oder so nach Rußland gehen. Vielleicht läßt sich wirklich noch alles ins Geleis bringen, es wäre wie ein Wunder.“

Der ruhige, ewig starre Mensch brach in eine heftige Erregung aus:

„Sie wissen nicht, Brandes, was ich in diesen

letzten Monaten gelitten habe: wie ein Mensch, der untergeht und nirgends mehr eine Rettung sieht. Ach, wenn das nun aufhören würde, wenn man wieder zur Ruhe käme, zur Ruhe!“

„Kommen Sie mit, Prinz,“ sagte Brandes, „wir wollen irgendwo ein Glas Wein trinken und das alles besprechen.“

„Ja.“

Der Prinz ging, um Mütze und Degen zu holen und sich oben zu verabschieden, Brandes trat vor die Thür und sagte seinem Kutscher, er könne nach Hause fahren.

Das Gewitter brach immer noch nicht aus, der Regen hatte wieder aufgehört, und die Kutscher der fünf oder sechs Equipagen, welche vor dem Klub hielten, waren dabei beschäftigt, das Verdeck der Wagen wieder zurückzuschlagen.

Brandes ging langsam auf und ab. Ein Gefühl großer und echter Befriedigung erfüllte ihn ganz, und freundliche Zukunftsbilder zogen vor ihm auf. Er fühlte sich immer noch frisch und kräftig, die ganze Welt lag vor ihm. Zunächst würde er nun einmal auf Reisen gehen, mit Käthchen und Konrad. Den beiden Rom zeigen und Griechenland, und der Lärm der Welt würde nur noch wie eine ferne Brandung an sein Ohr schlagen.

Da stutzte er. Ja, wo blieb der Prinz?

Er trat in das Vestibül und rief den Portier:

„Ist Durchlaucht noch oben?“

„Ja.“

Noch einmal trat Brandes auf die Straße und ging auf und ab, aber die hellen Bilder zukünftiger Tage kamen nicht wieder.

Dann ging er ins Haus.

„Der Prinz noch oben?“

„Ja.“

Und mit raschen Schritten, die sich, von einem Gefühl der Bangigkeit gehemmt, verlangsamten, stieg er die Treppe hinauf.

Als er in den kleinen Spielsalon trat, der neben dem Billardzimmer liegt, blieb er im Rahmen der Thür stehen. Es war lächerlich: da stand der Prinz an dem Spieltisch und hielt in beiden Händen Karten, die er rechts und links auf die Karten warf. Es war zu dumm. Wirklich, es lohnte sich nicht, um diesen Menschen sich weiter zu sorgen.

Er wandte sich um und ging. Aber auf der Treppe traf er den General Legrand, der ihn in Beschlag nahm:

„Ah, mein lieber Brandes! Gut, daß ich Sie treffe. Ich war heute mit Kameraden in Hoppegarten und habe Ihnen „Coriolan“ gesehen. Welch ein Pferd! Lassen Sie sich nichts einreden, lieber Brandes, und wenn die Leute sagen, das Pferd von diesem — wie heißt der Mensch? Kalm — gewinne das Derby, so ist das Unsinn, Unsinn! Ich habe zwanzig Jahre Remonten ausgemustert, ich glaube, lieber Brandes, ist verstaube was vom Pferd.“

Der alte Herr ließ ihn nicht los.

„Nein, lieber Brandes, wir trinken ein Glas zusammen. Ich komme so selten, das dürfen Sie nicht abschlagen.“

Als sie an einem Esstisch sich niedergelassen hatten, kam auch der Herzog von Glogau herein. Er war ein Mann, der im politischen Leben eine weit größere Rolle spielte als auf dem Turf, aber selbstverständlich interessierte auch er sich für die große Frage: Wer gewinnt das Derby?

Es wurde eine Whistpartie arrangiert, und Brandes konnte ebensovienig abschlagen wie der Baron von Roffe, den der Herzog als vierten Mann heranrief.

Mitternacht kam heran, und auf die Whistpartie folgte ein weniger harmloses Hazard. Brandes mußte in sich hinein lächeln: Wen der Teufel in den Krallen hat, den läßt er nicht los! Er setzte lässig und ohne jedes Interesse kleine Summen, die verloren wurden und wiederkamen. Zu verschiedenen Malen wollte er aufhören wie der Herzog, der längst gegangen war, aber der General freute ihn nicht los. Der Alte war im Gewinn und freute sich darüber wie ein Kind:

„Verderben Sie mir heute den Spaß nicht, Brandes!“

Und Brandes, während er nur halb mechanisch setzte und abhob, betrachtete die Typen um sich herum wie jemand, der auf eine Weltreise gehen und vielleicht nicht wieder kommen wird. Mit diesen Herren da hatte er zwanzig Jahre verkehrt und war mit ihnen halb erwachsen. Mit diesen kräftigen General, der über Militär, Pferde und Karten hinaus nie zu denken Lust hatte, mit dem gutmütigen Heinrich von Dühring, der seine Weine trank und schlechte Zigarren rauchte, der ein so verfeinert idiotisches Gesicht hatte und doch die meisten seiner Standesgenossen weit überragte. Und er ließ die Klubherren weiter Revue passieren. Da war der Graf von Pleß-Mathieu, der ein Buch über Zucht geschrieben hatte und dieses Buches wegen chrfürchtig angestaunt wurde. Kam die Manes die Pferde, so war er die Sonne, um die man sich drehte,



Abschied des Stierkämpfers. Nach dem Gemälde von Pablo Salinas.

Original im Besitz der Kaiserlichen Kunstbibliothek in Wien.

und deren Licht man erbat. Dieser lange, hagere Mann mit dem Gesicht, wie sie van Dyd den Stuarts gab, übermäßig einfach und altfränkisch gekleidet, war entschieden die interessanteste Erscheinung. Dann waren da vier oder fünf alternde Junggefallen, die dem Klub durch ihre tägliche Anwesenheit das Rückgrat gaben. Sie tyrannisierten den Koch und hatten auf die Dienerschaft und deren eventuelle Nachlässigkeiten ein aufmerksames Auge. Sie brachten ihre Zigarren selbst mit und verbrannten in den langweiligen Nachmittagsstunden eine unendliche Menge der braunen Stengel. Sie schrieben höchst selten einen Brief, aber sie gaben acht, ob das Schreibzimmer tadellos assortiert sei.

Für den Neuling oder den Gast bot der Klub mit seiner behaglichen Pracht und seinen Mitgliedern — den Trägern der stolzesten Namen — ein glänzendes, eigenartiges Bild, wer aber Monate oder Jahre hineingeschaut hatte, sah die Langeweile und Philistrität genau ebenso aus allen Ecken starren wie in den Bürger-Kessourcen zu Krähwinkel und Poserndel.

Man gähnte, gähnte, und eines Tages hatte man den Klub satt. In den vornehmen Restaurants unter den Linden speist man zu demselben Preis besser als im Klub, und jedenfalls geht es da lustiger her und interessanter. Nur spät abends, wenn die Kerzen an den Spieltischen angezündet wurden, kam in die Säle des Klubs Leben. Der Portier stand an der Thür im besten Rock, die Diener glitten über die Teppiche, und die hundert Pferdebilder in ihren prachtvollen Rahmen begannen ihre Farben zu zeigen.

Zwanzig Jahre war das der Mittelpunkt seines Lebens gewesen! Brandes schüttelte den Kopf, als begreife er sich selbst nicht. Zwanzig beste Jahre! Freilich, er war in diesem Kreis in die Höhe gestiegen, hier war er der reiche Mann geworden, der große Sportsman, der bedeutendste Rennstallbesitzer ganz Deutschlands.

Aber lohnt sich das? Ist das zwanzig beste Jahre wert?

„Brandes, Sie haben gewonnen. Passen Sie denn nicht auf?“

Der General sagte es grollend, mit einem mühsam verbissenen Aerger. Dreimal war Brandes' Einsatz durch dessen Unaufmerksamkeit auf der Karte stehen geblieben, dreimal hatte der General die Summe verdoppeln müssen, und jetzt mußte er zum vierten Male den Einsatz zahlen, einen Betrag, der seine gesamten Varmittel erschöpfte.

Brandes sah nieder: ein Berg Roten lag vor ihm, gewonnen ohne sein Zutun, lediglich durch sein Nichtachtgeben. Er rührte keinen Finger und ließ das Geld auf der Karte.

„Gilt das?“ krächte der General, der seine Ruhe zu verlieren begann.

„Ja.“

„Wieder!“ Mit einem unterdrückten Fluch zahlte der Alte, indem er von einem Nachbar die Summe ließ. Andre traten heran und beteiligten sich, und als Brandes in einer Pause sich umschaute, zu sehen, wer hinter ihm stehe und so große Summen auf die Karten lege, sah er den Prinzen.

Sie blickten sich eine Sekunde starr an, beide schuldbehaftet, beide fast feindselig. Dann wandte sich Brandes kalt wieder zum Spiel und beachtete den andern nicht mehr.

Nachts um zwei Uhr drängten sich aus allen Sälen die Herren hierher zusammen:

„Brandes hat die Bank übernommen,“ hieß es, das wollte jeder sehen. Es war lange her, seit Brandes sich an dem großen Spiel nicht mehr beteiligt hatte, und die jüngeren Herren kannten das Spiel des „großen Abenteurers“ nur vom Hörensagen, wie eine Geschichte aus alter Zeit, von der man sich mit Hinzufügungen und Uebertreibungen merkwürdige Dinge erzählt.

Doch Brandes der großartigste, genialste, vornehmste, eifernste Spieler Europas gewesen sei, darüber bestand kein Zweifel.

„Aber er wird nie mehr spielen,“ sagte man, „er hat auf der Höhe des Glücks aufgehört, er ist der Mann der Energie, der weiß, was er will.“

Und nun spielte Brandes!

Es war, als sei von dem Moment an, da er die Karten aufnahm und vor sich ausbreitete, eine Wandlung mit ihm vorgegangen. Er hatte unaufmerksam, träumerisch, mißgestimmt stundenlang dem General gegenüber gesessen, jetzt lag ein Zug von Heiterkeit über seinem Gesicht. Er zuckte mit keiner Wimper, als von Anfang an das Glück sich gegen ihn wendete, und wenn er die Karten mischte und die Banknoten her und hin reichte, war seine Hand so ruhig und fest, als ob es sich um Papierknäuel handelte.

Man stieß sich an: „Er ist immer noch der alte. Comme il faut.“

Brüst sich in die vorderste Reihe drängend, hatte C. W. Kalm sich einen Platz unmittelbar neben dem Prinzen von Reichenberg gesichert. Als er seinen ersten Einsatz auf den Tisch legte, schaute Brandes auf, ihm gerade ins Gesicht. Eine Zornader schwoh auf Brandes'

Stirn, mit diesem Menschen hatte er keine Lust zu spielen. Er wollte aufstehen und erklären, daß — ja was? Es würde eine Scene geben, und schließlich würde es heißen: Brandes hat vor dem Amerikaner Furcht.

Zähneknirschend hob er die Karten ab, und von diesem Augenblick an verlor er seine Ruhe. Er zwang sich, den Menschen da drüben nicht anzusehen, denn er fühlte, wie ihm das den Rest der Besonnenheit kosten würde.

Das Spiel wuchs, die Summen verdoppelten sich, und je mehr die Bank im Unglück war, um so sicherer und kühner wurden die andern. Brandes sah stumpf und dumpf und sah nur mechanisch auf seine Hände, die wie eine Rechenmaschine zählten und zahlten.

Er hatte die Empfindung: dieser Abend ist dein Ruin, und dann vermischten sich mit diesem Gefühl allerhand Erinnerungen. Er dachte an Hamburg und seine Jugendzeit, an Rudolf Eckert und Buenos Aires, an den Tag, da er zum ersten Male als Gast hier in den Klub gekommen war, an seine schöne kreolische Frau, an Käthchen, an . . .

Da fuhr er auf, gegen den Prinzen gewendet:

„Durchlaucht, was heißt das?!“

Ein kalter Schreck hatte ihn durchzuckt.

Der Prinz stand ihm gegenüber an der andern Seite des Tisches neben Kalm, bleich, das Gesicht wie versteinert. Tonlos sagte er:

„Ich schulde Ihnen anderthalb Millionen, Brandes.“

Brandes stand auf, er zitterte.

„Das ist gegen das Abkommen, Durchlaucht.“

Er hatte nicht darauf geachtet, wie der Prinz sah, um sah verdoppelte, indem er seine Visitenkarte mit den bleistiftgeschriebenen Zahlen auf den Tisch legte. Es war bei den riesenhaft wachsenden Einsätzen schon längst gegen unbar gespielt, aber während Kalm und einige wenige der andern Herren Brandes' gute und sichere Checks einzogen, waren in dessen Hände nur die wertlosen Visitenkarten des Prinzen übergegangen.

Man wurde unruhig. Was wollte denn Brandes von dem Prinzen?

„Spielen wir nicht weiter?“

Brandes faßte sich einen Moment an den Kopf. Wenn er jetzt nicht die Ruhe wiedererlangte, war er verloren. Vor ihm lagen die Karten, in einer einzigen glücklichen Viertelstunde konnte er vielleicht alles zurückgewinnen.

Aber er bezwang sich. Mit einer letzten Kraftanstrengung trat er von dem Tisch zurück. „Ich bedauere, ich bin sehr im Verlust und höre auf.“

Der General Legrand, der in allen Taschen Gold, Roten und Brandes' Checks trug, wollte ihn zurückhalten:

„Bester Brandes, Sie irren sich. Sie haben von Reichenberg eine Ansumme gewonnen, und ich wette, mehr haben Sie an uns andre bestimmt nicht verloren. Also das gleicht sich doch aus?“

„Ja, das gleicht sich aus,“ sagte Brandes. „Aber ich bin müde, die Herren müssen mich entschuldigen.“

Er ging. In den weichen Smyrnatteppichen verhallte sein Schritt. Die Diener neigten sich und brachten Hut und Mantel. Er griff in die Tasche, um ihnen Geld zu geben, aber er fand nichts.

Sein Wagen war nach Hause gefahren, nun ging er zu Fuß heim. (Fortsetzung folgt.)

Die Enthüllungsfeier des Denkmals der rheinischen Jäger.

(Bild S. 136.)

Es war am 18. August, dem Gedenktag der ruhmreichen Schlacht von Gravelotte-St. Privat, als in der Schlucht von Gravelotte die erhebende Feier stattfand, von der unser Bild den Moment wiedergibt, da die aus sämtlichen Truppenteilen der Garnison Metz zusammengesetzte Ehrencompagnie sich zu Seiten des Denkmals aufstellte, im Vordergrund Graf von Haeveler, kommandierender General des XVI. Armee-corps, Gouverneur der Festung Metz, mit Stab.

Die Feier begann mit einem von der Musik des 58. Regiments gespielten Choral, hierauf eröffnete die Reihe der Ansprachen Graf von Haeveler mit Begrüßung des Jägerbataillons und der alten Waffengenossen, welche Pflichtgefühl und Treue für das Vaterland zum Siege geführt. Den Schluß der feierlichen Rede bildete ein weit wiederhallendes „Heil dem Kaiser und König!“ das von der Menge mit brausendem Hurra aufgenommen wurde. Der Ehrung des Kaisers folgte die des Vaterlandes mit dem von dem Metzger Männergesangsverein in vollendeter Weise vortragenen Lied: „Dir möcht' ich die Lieber weihen.“

Kaum war der letzte Ton verklungen, da schritt Pfarrer Ringenbach von Speldorf, der in der großen Zeit als Mittämpler in den Reihen der 8. Jäger gestanden, den Stufen des Denkmals zu und wandte sich an die Festversammlung in längerer Ansprache. Im Schlußverlauf der tief ergreifenden Rede fiel die Rede, die den mittleren Teil des Denkmals deckte, der die Tafeln mit den Namen der Gefallenen trägt. „Run grüßen wir dich zum erstenmal, hehrtes Denkmal!“ fuhr der Redner fort. „Wir sehen sie im Geiste lebendig vor uns stehen, die Kameraden, deren Namen hier verzeichnet sind, wir denken ihnen die Hand und sagen: Habt Dank, ihr Braven! Wir trösten uns:

„Wer tapfer im frühlichen Streite fiel
Im Heldenpiel,
Schläft im Arm der grünen Erd',
Dem klingt Musik, die er leiden mag,
Mit Klang dorein,
Nicht schöner klingt es am jüngsten Tag
Ins Grab hinein.“

Von einem Steingebilde im Morgenland erzählt man, es klinge, wenn der Morgenstrahl der Sonne es trifft. So löne dieser Stein mit seinem Bildnis so oft der Morgenstrahl unsrer Erinnerung ihn trifft, ein heiliges: „Ehre sei Gott in der Höhe! ein weihedolles: „Friede den Entschlafenen!“ und ein lautes: „Sei getreu bis an den Tod!“ dem kommenden Geschlecht. — Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, sie ist geweiht für alle Zeiten, sagt der Dichter. Wie viel mehr gilt's von der Stätte, die Heldenblut getrunken. So sei sie denn für alle Zeiten geweiht im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“

Nach dem innigen Gebet und dem Segen, die sich an die Weiberede schloßen, stimmte die Versammlung das Danklied „Run danket alle Gott!“ an, wie die 8. Jäger es vor sechsundzwanzig Jahren gesungen, als sie, aus dem Feldzug heimkehrend, in ihre frühere Garnison Weglar einzogen.

Nach einmal ließ der wadere Männergesangsverein sein Lied ertönen, das diesmal den Gefallenen galt, dann nahte einer der ergreifendsten Momente der Feier, indem der kommandierende General an den äußersten Vorsprung der Terrasse trat und mit gezogener Degen der unten stehenden Compagnie das Kommando zurief: „Zu Ehren der Gefallenen; Achtung, präsentiert das Gewehr!“ Den unbeschreiblichen Eindruck dieses Augenblicks wird keiner der Teilnehmer jemals vergessen können. Nun traten in langer Reihe die mit Niederlegung von Kränzen beauftragten Personen vor, zunächst Rentmeister Schmiedebeck im Namen des Denkmalkomitees, dann die Vertreter der Vereine früherer Jäger und Schützen von Bonn, Trier, Effen, Saarlouis, Hof in Bayern, der ehemaligen Jäger und Schützen im Bezirk des 7. Jägerbataillons, des 67., 130. und 174. Infanterieregiments, des Jägerbataillons Nr. 8, der Stadt Weglar, des langjährigen Garnisonorts des Bataillons, des Metzger Männergesangsvereins, der Vereinigung zur Schmückung der Kriegergräber, des Schützen- und des Turnvereins, des Krieger- und des Kampfgenoßensvereins und so weiter. Damit war die feierliche Handlung zu Ende; die Menge aber drängte noch in dichten Scharen zu dem Denkmal hin, um in der Nähe sich an der Schönheit desselben zu erfreuen und laut die Männer zu rühmen, die es erbaut: Modelleur Gerber, Bronzegießer Hubert Schmitz in Köln und Architekt G. Becker in Metz, Ehre und Dank auch diesen!

Das herbstliche Blatt.

Von

Wenzel Peiter.

Mit der Herrlichkeit des Sommers geht es zu Ende. Bald werden kahl und entlaubt die Bäume und Sträucher stehen und über das Grau der Wiesen und Fluren ebenso die Nordoststürme ziehen, wie jetzt schon über die Stoppeln der Felder. Abgeschlossen hat mit der Frucht und der Samenreife jede einheimische Pflanze ihren Entwicklungsengang: die einjährigen sterben ab und die mehrjährigen überwintern, um im nächsten Frühjahr von neuem den Turnus zu wiederholen.

Ehe jedoch die Pflanzen ihre Winterruhe, ihren Winterschlaf antreten, bildet noch das Verfärben des Laubes und der Abfall der Blätter von den Zweigen ein Stadium des Uebergangs. Das Laub der Bäume, Sträucher und vieler Kräuter beginnt gegen den Herbst zu sich zu verfärben, es wird gelb und rot, je nach der Art der Pflanze. Aus dem tiefdunkeln Grün der Kiefern, durchzogen von lichterem Streifen Tannen- und Fichtengebüsches, heben sich malerisch, gleich gelben Flammen, die zarten Wipfel der Birken ab, deren weiße Stämme aus dem Waldesdunkel hervorsichimmern. Seitwärts sehen wir die noch vollgrünen Laubmassen der Weißbuchen mit phantastisch gelbgefärbten Zweigspitzen, in deren Mitte hier und da ein purpurroter oder orange-farbener Vogelkirschenbaum erglänzt. Die Ufer des Baches rahmen in lieblich gewundenen Linien die noch fastgrünen Erlen ein, die auf der andern Seite von dem lebhaft braunroten Laub der Rotbuchen und der Eichen begrenzt werden. Zwischen diesen wiederum dann und wann die schwefelgelben, runden Kronen des Ahorns, die korallenroten Zweige des Vogelbeerbaumes und die silberglänzenden Blätter der verschiedenen Weiden. Das ganze Gemälde ruht auf einem lichtroten Grund, dem des noch immer voll mit Blüten bedeckten Heidekrautes, dessen Büsche im Vordergrund die Ebene begrenzen und die sich an beiden Seiten längs dem Waldgrund, so weit das Auge reicht, hinziehen. Es ist ein Farbenleuchten, eine Farbenglut an die selbst die Farbenpracht der Tropen nicht hinanreicht.

Man freut sich über das farbenprichtige, herbstliche Baumlaub, ohne zu ahnen, in wieweit weisem Zusammenhang diese herbstliche Wandlung mit dem künftigen Baumtrieb steht. Das Blatt ist, wie überhaupt die ganze Pflanze, aus Zellen aufgebaut, die in ihrem Innern, im sogenannten Bildungstoff (Protoplasma), zwei Partien unterscheiden lassen. Der eine Teil ist farblos und umschließt den andern, grünefarbenen. Letzteren bezeichnet man als Chlorophyll, zu deutsch

Blattgrün. Im Herbst nkn, nachdem die Pflanze ihre ganze Kraft durch die Bildung von Blüten und Früchten erschöpft hat, geht im Innern der Blattzellen eine Auflösung des Protoplasmas vor sich. Es werden die darin enthaltenen Stärkekörner in einen flüssigen, zuckerartigen Saft umgewandelt, dieser wandert in das Mark des Stammes zurück, wandelt sich neuerdings in Stärkemehl um und lagert daselbst als Reservestoff bis zum nächsten Frühjahr. So predigt der Baum auf ganz besonders anschauliche Weise die großartige Sparsamkeit der Natur. Wenn der Winter heranrückt, löst sich die Natur nicht als Grille fangen, die ohne Blick in die Zukunft den ganzen Sommer hindurch sang, sondern mit Fleiß hat sie gesammelt, damit in der Zeit der Not der Stamm und die Äste, und im Frühjahr, in der Zeit des Erwachens, das junge Leben mit altem Vorrat gespeist werden kann. Wenn in den ersten Tagen des Lenzes die Bäume noch blätterlos sind, dann zehren sie von den wieder flüssig werdenden, im Vorjahr ersparten Stoffen, mit deren Vorhandensein der Baum und Strauch sich wieder selbständig zu erneuern beginnt. In den Blättern bleiben, nachdem die brauchbaren Stoffe, als Stärkemehl, Fett, Zucker und so weiter zurückgezogen sind, nur die unbrauchbaren zurück; es sind dies gelbe Körner, die Reste der umgewandelten, nun unbrauchbaren Chlorophyllkörner, sowie die oxalsäuren Kalkkrystalle. Die entstandenen Hohlräume füllen sich mit Wasser und mit einem Farbstoff, dem Anthocyan, dessen Eigenschaften, Thätigkeiten und dessen Bedeutung für die Pflanze bisher noch nicht genügend erforscht ist. Anthocyan scheint ein Sammelbegriff von Farbstoffen zu sein, denn die Blattstellen, die Anthocyan aufweisen, haben so verschiedene, aber immer vom Grün abweichende Färbung, daß es nicht leicht angeht, dies auf das Vorhandensein eines einzigen Farbstoffes zurückzuführen. Seine Thätigkeit in den Zellen kennen wir nur in den durch ihn erzeugten Färbenscheinungen in dem Laub. Ist Anthocyan nur in geringen Mengen vorhanden, so behält das Blatt naturgemäß seine gelbe Farbe nach den zurückgebliebenen gelben Chlorophyllkörnern und wird, je näher es der Verwesung kommt, braun und schwarz; tritt Anthocyan mit einer Säure in Verbindung, dann färbt es die Blätter rot, ist keine Säure da, so werden selbe blau, bei wenig Säure violett; tritt das Rot des Blattes mit den gelben Chlorophyllresten zusammen, so färbt es sich orange.

Welche Bedeutung der genannte Farbstoff für die Pflanze hat, ist ebenfalls, wie bereits erwähnt, noch nicht zur Genuge geklärt. Er findet sich sowohl in den an der Oberhaut liegenden Zellengängen von Pflanzenteilen, die großen Nerven, wie auch in jenen, die großen Kälten ausgeföhrt sind; er tritt ferner in jungen, kräftig wachsenden Pflanzen wie in absterbenden Teilen auf. Im ersten Fall scheint er als Schattendecke zu dienen, im zweiten das Licht in Wärme umzusetzen und in den beiden letzteren Fällen die überflüssigen Nährstoffe umzuwandeln, damit dieselben in den Reservbehältern aufgespeichert werden können. Dies würde auch das massenhafte Auftreten dieses Stoffes in den herbstlichen Blättern genügend erklären.

Nachdem alle wertvollen Stoffe des Blattes in das Mark des Stammes und der Äste zurückgetreten sind, wirft der Baum und Strauch freiwillig, aus eigener Kraft, das Laub ab. Der Selbsterhaltungstrieb, wie wir es gleichsam bezeichnen können, hat sie gelehrt, daß nur durch die Preisgebung des düstigen, zarten Sommerkleides ein Fortbestehen unter Schnee und Eis möglich ist; und daher suchen alle, wenn der grimme Geselle kommt, sich desselben so bald als möglich zu entledigen; die einen durch Abstoßung, Abwerfung, die andern durch Verwelken, Verdorren. Sie gleichen dem Mann, der alles opfert, um seine Ehre zu retten. Thatsächlich schießt für die überwiegende Mehrzahl unsrer Pflanzen der Fortbestand des Sommerkleides kurze Zeit in den Winter hinein den sicheren Tod in sich. Wie der Mensch, so hängt auch die Pflanze am Leben, mit all ihren Fasern, darum hält sie es für besser, teilnahmslos die lange, traurige Zeit zu verschlafen, als zu sterben. Und all die Pflanzen, die im Frühjahr wieder keimen und sprossen, wieder zu neuer Lebensthätigkeit erwachen, waren nicht tot; sie haben nur geschlummert, geschlafen den Winter hindurch, der so wenig ihnen zum Leben bot. Auch in der Pflanzenwelt bedeutet der wirkliche Tod das Ende des Lebens, auf das Verwesung und Zerfall der Stoffe folgt. Eine wirklich abgestorbene Pflanze kann auch die Frühlingssonne nicht mehr erwecken.

Der Laubfall schützt sie vor der tödlichen Wirkung des Frostes, aber es würde der Wirtschaftlichkeit der Natur nicht entsprechen, wenn die Pflanzen in den fallenden Blättern einfach alle Stoffe preisgäben, welche sich darin angeammelt hatten, sie nimmt also eine Masseneinziehung brauchbarer und eine Massenauscheidung unbrauchbarer Stoffe vor dem Winterschlaf vor. Ersteres äußert sich sichtbar in der Verfärbung, letzteres in dem Laubfall.

An der Anfangsstelle der Stiele der Blätter an

den Zweigen bildet sich eine Korkschicht von Parenchym (Zellgewebe), die zu einem Wulst von hellerer Färbung auswächst und das alte Zellgewebe zwischen Blatt und Zweig zerreiht. Zwischen dem Stiel des nun von dem Gesamtorganismus abgelösten Blattes und dem durch die Korkschicht hermetisch abgeschlossenen Baum oder Strauch bildet sich nebst dem noch ein kleiner Zwischenraum, der sich mit Wasser anfüllt und dem Wind leichtes Spiel macht, die Blätter abzuschütteln, wenn selbe nicht schon durch die eigne Schwere fallen. Kommen Nachfröste hinzu, so wird teils durch die dadurch bedingte verminderte Thätigkeit der Wurzeln, teils durch das Gefrieren des Wassers in den obengenannten Zwischenräumen das Gefüge noch mehr gelockert, wenn nicht das Blatt gänzlich abgeprengt. Beginnt dann am Morgen die Sonne wärmere Strahlen zu senden, so zerfließt die Eisplatte, welche noch das Blatt am Zweige hielt, und ohne Wind löst es sich ab und fällt. Solch stille, lautlose Laubabfälle sind an sonnigen, windstillen Herbstmorgen gar oft zu beobachten. Schüttelt eine über die kahlen Ästen dahinstürmende Windbraut die Bäume und Sträucher, so wandelt sich auch das Herabrieseln in einen förmlichen Blattregen um.

Wir wollen eine der goldgelben Blattmünzen vom Boden aufheben, aber der neidische Wind vergönnt sie uns nicht; er führt sie fort in einen Winkel des Busches oder Waldes, auf daß sie durch Verwehung dem Boden die Salze wieder zurückgeben, die durch ihre Bildung ihm entzogen wurden. Die andern Blätter treibt er aus dem Busch und Wald hinaus, über die Sturz- und Stoppelfelder, um sie endlich in einem Tümpel oder Teiche abzulagern. Lange schwimmen dieselben daselbst an der Oberfläche des Wassers; endlich einmal über Nacht haben sie sich gesenkt, denn der Winter beginnt schon die Gewässer in Fesseln zu schlagen. Tief unten auf schaurigem Grund ruhen sie nun, aber wie sehen sie aus: lohlschwarz, sie sind verkohlt. Durch den Abschluß der atmosphärischen Luft hat sich langsam ein Prozeß, die Verkohlung, eingeleitet. Das Blatt, zusammengesetzt aus Kohlenstoff und Sauerstoff mit einigen Prozenten Wasserstoff, begann sich zu verändern. Der Kohlenstoff verband sich mit dem Sauerstoff zu Kohlenäure oder mit Wasserstoff zu Kohlenwasserstoff und der Sauerstoff mit dem übrig gebliebenen Teil des Wasserstoffs zu Wasser. Da nun die Kohlenäure nur aus einem Gewichtsteil Kohlenstoff mit 2,33 Gewichtsteilen Sauerstoff, der Kohlenwasserstoff aus drei Teilen Kohlenstoff und einem Teil Wasserstoff, das Wasser aus einem Gewichtsteil Wasserstoff und acht Gewichtsteilen Sauerstoff besteht, so erklärt sich die Umänderung des Blattes vorzüglich auf Kosten des Sauerstoffs und Wasserstoffs, insofern ein großer Teil des Kohlenstoffs unverändert bleiben muß. Daß sich die obengenannten Gase wirklich bilden, davon kann man sich leicht im Spätherbst oder im Frühjahr überzeugen; man braucht nur in den auf dem Grund eines Teiches liegenden Blättern mit einem Stock zu rühren, um Blasen von Gasen aufsteigen zu sehen, die sich bei genaueren Untersuchungen als mit Sumpfgas gefüllt erweisen. Ein ähnlicher Vorgang fand ja auch statt bei der Bildung unsrer Kohlenlager aus vorjündstlichen Wäldern.

Dies ist das Schicksal eines abgefallenen herbstlichen Blattes.

Betrachten wir nun noch die Blätter jener Pflanzen, die im vollen Schmuck überwintern. Auch bei diesen bemerken wir äußerliche Umwandlungen. Die meisten, wie zum Beispiel jene der Preiselbeere, des Epheus, der Nadelholzbäume, sind dunkler, ja fast schwarzgrün geworden, die andern haben eine Schattierung von Grün ins Gelbbraune bekommen, so die Cyprisse, die Eibe und andre. Schon die Farbenänderung läßt schließen, daß auch im Innern der Blattzellen eine Umwälzung vor sich gegangen ist. Und dem ist auch so. Der Wasservorrat in den Zellen hat sich auf das geringste Maß verringert, die Chlorophyllkörner haben sich zu hellbraunen oder braunroten Klumpen zusammengeballt und sind in dem Protoplasma möglichst weit in das Innere der dickwandigen Zellräume zurückgezogen worden. Würden die Blätter denselben Wassergehalt wie im Sommer besitzen, so wäre es dem Frost ein leichtes, dasselbe aus den Zellen heraus in die Zellzwischenräume zu treiben und dortselbst zum Gefrieren zu bringen. Der gefrorene Zelleninhalt sprengt aber die Wände, zerstört den Organismus und gefährdet das ganze pflanzliche Leben. Vorsorglich schafft deshalb die Natur das gefährliche Element hinweg, wohl wissend, daß die immergrünen Gewächse während des Winterschlafes desselben auch nicht bedürfen. Ja, sie vermindert selbst die Thätigkeit der Wurzeln, damit diese nicht mehr Feuchtigkeit aus dem Boden aussaugen können, als durch die Blätter verdunstet wird. Um sich aber mehr zu schützen, rücken die Lebensträger wie die Bienen im Winter im Bienenstock zu größeren und kleineren Klumpen zusammen und ins Innere hinein und schaffen sich einen schlechten Wärmeleiter zwischen sich und der Außenwelt, ähnlich der eingeschlossenen Luft in den Doppelfenstern unsrer Wohnungen.

Wie wir also sehen, birgt das herbstliche Blatt der Wunder gar viele in sich, darum nicht so schnell vorbeigehuscht vor den entlaubten Sträuchern der Parke und Gärten, vor den kahl dastehenden Bäumen der Haine und Wälder. Auch sie führen den Kampf ums Dasein, auch sie kämpfen wie wir gegen die Unbilden der Natur, auch sie wehren sich mit allen Kräften gegen die Gefahren, mit denen das Winterleben droht, denn süß ist das Leben, bitter der Tod.

Die „Fanny Fern“.

Eine Seegeschichte

von

Friedrich Meißner.

I.

Man schrieb noch das Jahr 1867. Ich befand mich als dritter Steuermann an Bord des englischen Schiffes „Salacia“, eines vollgetakelten Dreimasters von zwölfhundert Registertons. Wir waren auf der Reise von Hamburg nach Adelaide, hatten Stückgüter geladen und in der Kajüte fünf Passagiere.

Die Mannschaft bestand zu drei Vierteln aus Deutschen. Die englischen Reeder und Schiffer bemannten schon damals ihre Fahrzeuge gern mit Seeleuten von den deutschen Küsten, auch mit Dänen und Scandinaviern, weil sie erkannt hatten, daß diese an körperlicher und sittlicher Tüchtigkeit ihrer heimatlichen seefahrenden Bevölkerung überlegen, dazu weniger als jene dem Trunk ergeben und daher brauchbarer und zuverlässiger waren. Dasselbe gilt in gleichem Maße noch heute; nicht daß die Engländer eine persönliche Vorliebe für unsre deutschen Seeleute hätten, ganz im Gegenteil, aber sie handeln, wie immer, praktisch. Und Janmaat segelt gern auf englischen Schiffen, weil er dort besser bezahlt wird als auf deutschen.

Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt, führte mein Hamburger Obersteuermannspatent mit mir in der Seekiste herum, hatte aber nicht das Glück gehabt, eine solche Offiziersstellung zu erlangen. So fuhr ich denn als dritter Steuermann, that nach besten Kräften meine Schuldigkeit und war mir bewußt, in seemannischer Tüchtigkeit und Gewandtheit keinem nachzustehen. Aus diesem Grund konnte ich auch eine gute Behandlung verlangen, eine solche aber wurde an Bord der „Salacia“ keinem einzigen zu teil.

Der Kapitän war ein Mann Namens Scudder, aus Newcastle gebürtig, wenn ich nicht irre. Ich habe während meiner langen Seefahrtszeit alle Sorten von Schiffen kennen gelernt und bin so ziemlich mit allen ausgekommen, aber einem so rohen, brutalen Menschen, wie dieser Scudder war, bin ich nicht zum zweitenmal begegnet. Selbst den Passagieren gegenüber war es ihm kaum möglich, ein höfliches Wort über die Lippen zu bringen. Die Matrosen behandelte er wie Hunde, als wären sie nur dazu auf der Welt, um beschimpft, beleidigt und mißhandelt zu werden. Hätte er die guten alten Zeiten der neunschwänzigen Rake und all der andern Schiffskoltern wiedererwecken können, ich glaube, er hätte viel darum gegeben.

Ich sehe ihn noch vor mir, einen Mann von etwa achtundvierzig Jahren, lang und schwer im Oberkörper, mit dickem Kopf, ziegelrotem Gesicht, struppigem, mit Grau gemischtem Haar und Bart, langen, muskulösen Armen, stark behaarten Händen und krummen Beinen. Das Widerwärtigste an ihm aber waren seine hellgrauen, stets halb zugekniffenen Augen; jeder, den ihr stets übelwollender, abstoßender und tückischer Blick traf, fühlte sich verleht und innerlich empört.

Wir hatten von Anfang an mit ungünstigem Wetter zu kämpfen gehabt, so daß wir sechs volle Wochen brauchten, um bis auf die Höhe der Kanarischen Inseln zu gelangen, der Segel, wo sich das zutrug, was ich hier erzählen will.

Ich war der Wache des Obersteuermanns zugeteilt worden. Hollins, so hieß derselbe, war ein ruhiger, verständiger Mann, der, wie er mir gelegentlich mitgeteilt hatte, fest entschlossen war, sich durch seine Grobheit oder sonstige unanständige Behandlung von seiten des Schiffers dazu hinreißen zu lassen, seine fernere seemannische Laufbahn zu gefährden; er würde jenem schon „ausluven“,*) so meinte er, und wäre er der Teufel selber.

Es war am 12. April, um die Mittagszeit; ich war an Deck gekommen, um Hollins, der in seiner Kammer das Besteck ausrechnete, während dieser kurzen Abwesenheit zu vertreten.

Die Sonne brannte heiß von dem wolkenlosen Himmel hernieder auf das fast regungslos liegende Meer, dessen Blau dunkler war als das des Firmaments, und auf dessen leichter Dünung das Schiff langsam und träge hin und her schwankte. Das Wasser

*) Den Wind aus den Segeln nehmen.

am Vordersteven rippelte kaum, so schwach war die Wirkung des linden, heißen Windhauches auf die Segel, die, scharf angebraut, sich weiß und blendend emporführten bis zur Höhe des Stysails, das im Aetherblau zu verschwimmen schien, wie der Mond, wenn er bei Tag am Himmel steht.

Kurz nach halb ein Uhr erschien der Obersteuermann wieder an Deck, gefolgt von dem Schiffer und den Passagieren, unter denen sich bei dieser Reise keine Dame befand.

Ich habe mich oft und immer vergeblich darauf zu befinden versucht, weswegen ich damals nach oben geschickt wurde; ich weiß nur noch, daß der Kapitän mir in seiner schroffen, ungehobelten Weise einen Befehl zurief und daß ich gehorjam die Großwanten hinaufsprang.

Die kurze Arbeit war bald verrichtet, und ich stieg vom Bramsahling wieder in den Mars hinab. Der Mars, von Seeromanschreibern Mastkorb getauft, ist eine Art Plattform, die zur Ausspannung der Stengewanten dient und etwa sechs Fuß unterhalb des Kopfendes eines jeden der Untermasten angebracht ist. Hier verweilte ich einen Augenblick, um hinabzuschauen, ehe ich über die Püttingswanten hinunterkletterte.

Oberhalb des Achterdecks war ein Sonnensegel ausgespannt, das übrige Deck aber lag in seiner ganzen Länge vor meinem Blick, weiß wie Dünen sand und hie und da leicht erglühend von irisierenden Salzkristallen, den Ueberbleibseln des Deckwaschens am Frühmorgen. Hollins stand in Lee vom Steuerrade und lugte in das Kompaßhäuschen hinein. Der Schiffer war nach vorn bis in die Nähe des Großmastes gekommen und beobachtete einige Matrosen, die hier an einem alten Segel nähten. Er stand beinahe senkrecht unter mir.

Ich faßte die Stengewanten und schwang mich, mit dem Fuß nach den Webeleinen der Püttingswanten angelnd, aus dem Mars, um hinabzusteigen. Dabei stieß ich unwissentlich an einen Gegenstand, der im Mars gelegen hatte, und der nun über den hinteren Rand desselben hinunterfiel.

Von den Großwanten aus suchte mein Blick unwillkürlich wieder den Schiffer; der aber hatte einen Sprung rückwärts gethan und stand nun entsetzt und wie versteinert, die Arme nach vorn gestreckt und auf die Planken niederstarrend. Als ich von der Reeling an Deck sprang, hob er den Kopf und sah mich an. Sein Gesicht war ganz dunkelrot, seine Augen sprühten Feuer. Er ballte die Fäuste, ließ dann aber die halb erhobenen Arme wieder sinken.

Ich befand mich kaum drei Schritte von ihm entfernt. Ein schneller Blick über das Schiff sagte mir, daß die Matrosen, die da und dort bei ihrer Arbeit saßen oder standen, die Hände still hielten und gespannt den „Alten“ beobachteten. Der Obersteuermann war mehr nach vorn getreten und tauschte mit zweien der Passagiere geflüsterte Bemerkungen aus, wobei alle drei den Schiffer nicht aus den Augen ließen.

„Das kam von Ihnen!“ schrie Scudder, mich anstierend, als ob er mich verschlingen wollte. In seiner Wut brachte er die Worte nur heiser und undeutlich hervor. Er wies dabei auf einen eisernen Markspieler^{*)}, der vor ihm im Deck lag. Die scharfe Spitze war tief in die Planken eingedrungen.

Das also war der Gegenstand, den ich durch Zufall aus dem Mars gestoßen hatte.

„Ich bedaure aufrichtig —“ begann ich.

„Sie bedauern, daß der Markspieler nicht mich getroffen hat!“ unterbrach er

^{*)} Ein etwa fußlanges, einem Pfriem ähnliches Werkzeug, das beim Splissen des Tauwerks verwendet wird.



Aufnahme von W. Schäfer, photographische Anstalt in Gernsbach.

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Koblenz: Festliche Beleuchtung am Abend nach der Entzündung.

mich brüllend und schäumend und überschüttete mich in demselben Atem mit einer Flut der schmutzigsten, unerhörtesten Schimpfwörter, wie man sie eben nur an Bord englischer Schiffe zu hören kriegt. „Das Ding sollte mir in den Schädel gehen, das war Ihre Absicht!“

Ich hatte bei diesen mir vor den Ohren und Augen aller an Deck Befindlichen angethanen Beschimpfungen die Fäuste geballt; ein heißer Zorn bäumte sich in mir auf, aber noch beherrschte ich mich.

„Das war nicht meine Absicht!“ rief ich heftig. „Ich habe gar nicht gewußt —“

Wieder unterbrach er mich mit seinen wüsten, lästerlichen Schimpfreden, und dabei trat er so dicht an mich heran, daß ich meinte, er wolle mich schlagen. Es giebt eine besonders schändliche Redensart unter den englischen Seeleuten, ein Wort, das die Mutter des Beschimpften namenlos beleidigt; dieses Wort schnaubte er mir jetzt ins Gesicht. Es durchfuhr mich wie ein sengender Blickstrahl, und im nächsten Moment traf ihn mein Faustschlag zwischen die Augen. Er stürzte, strad und steif wie eine Bildsäule, rücklings nieder auf die erdröhnenden Planken.

Der Obersteuermann und die beiden Passagiere kamen eifertig herbei, ebenso von vorn die Matrosen.

„Mr. Hollins“, rief ich, „Sie haben mit angehört, wie ich beleidigt worden bin! Ich wußte nicht, daß der Markspieler im Mars lag und habe ihn nur zufällig hinabgestoßen, weil ich ihn nicht sah. Sie sind mein Zeuge, daß ich nur in Notwehr gehandelt habe und in gerechter Empörung gegen eine Behandlung, die kein Mann, und wäre er der sanftmütigste, ruhig ertragen hätte!“

Hollins beugte sich über den Gestürzten, zugleich den Matrosen zurufen, Wasser zu holen. Es entstand ein kurzes Schurren und Schieben unter den Leuten, aber keiner ging, dem Befehl Folge zu leisten. Auch war diese Fürsorge unnötig, denn nach einer kleinen Weile that der Schiffer einen tiefen Atemzug, rollte die Augen nach rechts und links und sprang dann auf wie elektrifiziert. Schwankend setzte er die Füße bald vorwärts, bald rückwärts, dabei mit gesenktem Kopf die um ihn Stehenden anstierend, bis seine Blicke endlich auf mich fielen. Jetzt erst, das sah man ihm an, wurde ihm völlig klar, was mit ihm vorgegangen war; er raffte sich zusammen, als wollte er sich auf mich stürzen. Der Obersteuermann aber streckte den Arm aus und richtete einige Worte an ihn, worauf der Schiffer mit undeutlicher Stimme erwiderte:

„Legen Sie ihn in Eisen und sperren Sie ihn ein, bis er ins Hellegatt gebracht werden kann.“

Er drückte sein großes rotes Taschentuch vor das Gesicht und ging stolpernden Schrittes zur Kajütstaple, in der er verschwand.

„Der Zimmermann soll die Eisen achteraus bringen“, sagte Hollins, sich an die Matrosen wendend, die noch immer um uns herumstanden, flüsternd, grinsend und allem Anschein nach höchlichst erbaut von dem, was sich hier zugetragen hatte. „Zieht den Markspieler aus dem Deck, einer von euch.“

Der Mann, der dieses Gebot ausführte, hatte alle Mühe, das spitze Werkzeug aus der Planke zu entfernen.

Darauf trat der Obersteuermann an mich heran.

„Mr. Kummer“, sagte er in seiner ruhigen Weise, „Ihretwegen thut mir die Sache recht leid.“

„Ich bin ein ruiniertes Mann“, antwortete ich, „soweit mein Avancement in Betracht kommt. Der Befehl der ‚Salacia‘ aber habe ich einen Dienst erwiesen. Der Alte wird meinen Faustschlag nicht vergessen und in Zukunft seine Leute wie Menschen behandeln.“

„Der Kapitän hat eine sehr böse Zunge, Mr. Hollins“, bemerkte der eine der Passagiere, dessen Antlitz vor Erregung noch ganz bleich war.

„Er ist ein roher Patron!“ rief jetzt auch der andre. „Wäre mir rechtzeitig Näheres über ihn bekannt gewesen, so hätte ich mich wohl gehütet, mit ihm diese Reise zu machen!“

Dabei hielt er das Gesicht trotzig der Kajüte zugewandt, als wüßte er, daß die laute Rede dort vernommen würde.

„Wenn es zwischen Ihnen und ihm zum Prozeß kommen sollte, Mr. Kummer“, schloß er, „so können Sie auf ein Zeugnis von mir rechnen, das ihm nicht günstig lauten wird.“

„Und ich werde Sorge tragen, ihm meine Meinung über ihn bei jeder Gelegenheit deutlich erkennbar zu machen.“ fügte der erste hinzu.

Der Zimmermann kam herzu, die Eisen baumelnd erklingend lassend. Hollins legte freundschaftlich die Hand auf meinen Arm, und er, ich und der Zimmermann schritten der Kajütstaple zu, da kein anderer Weg zu der Kammer führte, in der ich gefangen gesetzt werden sollte. Die deutschen Matrosen ließen hinter uns ein schwaches Hurra hören; der Obersteuermann schaute zurück und erhob die Hand, sagte jedoch kein Wort.

Die „Salacia“ war in ihrem Innern von etwas

ungewöhnlicher Konstruktion. Die Passagiere wohnten und speisten in dem vorderen Teil der unter Deck gelegenen Kajüte, einem von starken, mit Schnitzwerk verzierten Wänden gebildeten Salon, der sein Licht durch ein dachförmiges, vergittertes Fenster im Deck erhielt. Die Schlafräume befanden sich hinter diesem Salon. Durch die Wand auf Steuerbord führte eine kleine Thür in einen besonderen Verschlag des Zwischen-decks, der von der vorderen Kajütswand und einer wenige Schritte hinter der Großluf angebrachten Bretterwand gebildet wurde. In diesem Raum lagen die Kammern für den Obersteuermann, den zweiten Steuermann und meine Person. Der „Zweite“, ein Irländer mit Namen Paterfon, und ich bewohnten gemeinschaftlich dasselbe Geläß. Es blieben noch zwei Kammern übrig, die der Segelmacher als Aufbewahrungsorte für seinen Kram benutzte.

Diesen Raum betraten wir jetzt durch die Thür in der Kajütswand. Da es hier stockfinster war, öffnete Hollins seine Kammer, um so ein wenig Helligkeit zu schaffen. In jeder Kammer befand sich eine Poord (Pforte, Lichtfenster).

„Ja, Mr. Kummer“, sagte er, sich den Kopf kratzend, „wohin soll ich Sie nun stecken? Sie werden wohl in eine der Segelkammern hineinspazieren müssen, da der Skipper sicherlich nicht beabsichtigt, Sie als Gefangenen noch mit Mr. Paterfon wohnen zu lassen.“

„Mir ist alles gleich“, antwortete ich. „Von Anfang an hat er mich und auch alle andern hundemäßig behandelt; jetzt möchte er sogar noch eine Matte aus mir machen, indem er mich ins Hellegatt hinabwerfen läßt.“

„So weit soll's nicht kommen“, knurrte der Zimmermann, „das geben die Leute nicht zu.“

„Halten Sie Ihren Mund!“ wies ihn Hollins zu recht. „Noch bin ich hier zugegen, Sie dürfen also nicht reden, als wäre ich nicht da.“

Es lag jedoch weder Strenge noch Unwillen in diesen Worten; er erhob die Stimme nur der Form wegen.

„Nun wollen wir sehen, wo wir am besten Platz für Sie finden“, bemerkte er gleich hinterher und wählte nach kurzer Unentschiedenheit die Segelkammer auf der Backbordseite.

Der Zimmermann kniete nieder und legte die Fußschellen um meine Knöchel. Das Blut flog mir ins Gesicht, und mein Herz pochte so gewaltsam, daß ich unwillkürlich die Hand darauf drücken mußte. Eine alte schwarze Seefeste stand in der Nähe, auf die setzte ich mich nieder.

„Holen Sie Mr. Kummers Matratze aus seiner Kammer“, gebot Hollins dem Zimmermann. „Sie werden hier am Boden liegen müssen“, fuhr er, zu mir gewendet, fort. „Es ist mir von Herzen leid um Sie; jetzt aber ist's zu spät — Sie hätten beizeiten lernen sollen, auf des Alten Reden nichts zu geben.“

Ich vermochte nichts zu antworten. Der Zimmermann schleifte die Matratze herein.

„Sie können hier zuschließen“, sagte Hollins zu ihm. „Ich muß an Deck. Bringen Sie mir hernach den Schlüssel hinauf.“

Der Zimmermann verstand ihn; als der Obersteuermann uns verlassen hatte, fragte er mich, was ich aus meiner Kammer noch zu haben wünsche.

„Nichts“, rief ich abwehrend, „nichts!“ Mir war elend zu Sinne, und selbst die Aeußerung dieses einen Wörtchens war mir zu viel.

„Doch, Mr. Kummer, doch“, redete er mir begütigend zu. „Ich finde wohl noch dies und das, was Ihnen hier die Zeit verkürzen kann. Aber ich muß mich eilen, sonst könnte der Alte kommen.“

Der zweite Steuermann befand sich in der Kammer, die ich bisher mit ihm geteilt hatte. Ich hörte ihn mit dem Zimmermann sprechen, der nach kurzer Zeit zu mir zurückkehrte. Er brachte mir meine Pfeife und Tabak, eine Anzahl Bücher, eine Lampe und Zündhölzer und eine Flasche halb voll Rum, Eigentum des „Zweiten“, die dieser mir mit freundlichen Worten der Ermutigung zustellen ließ. Nachdem der Zimmermann alles gehörig verstaubt hatte, stand er noch einen Augenblick und sah sich um, dann trat er auf mich zu und nahm meine Rechte in seine beiden harten Hände.

„Verzagen Sie nicht, Steuermann“, sagte er, „es wird noch alles gut werden. Die Mannschaft steht zu Ihnen wie ein Mann, und auch in Mr. Hollins und Mr. Paterfon haben Sie Freunde.“

Damit ging er und verschloß hinter sich die Thür.

Ich war noch gar nicht recht zur Besinnung gekommen. Es war alles so schnell geschehen, daß ich die Tragweite der Ereignisse und das Verzweifelte meiner Lage kaum noch zu erfassen vermocht hatte. Seit dem Fall des Markspielers aus dem Mars waren erst wenig mehr als zwanzig Minuten vergangen, und jetzt sah ich hier mit eisernen Fesseln an den Beinen, und in einem Loch, in dem statt des Tageslichtes nur eine graue Dämmerung herrschte.

Ich blickte um mich. Die Kammer war zur Hälfte vollgepfropft mit Segeltuchrollen, Bündeln von Garn-

strähnen, allerlei dünnem Tauwerk, neuen segelleinigen Simern und andern Dingen ähnlicher Art. Den übrig bleibenden Raum füllte meine Matratze und die alte Kiste, auf der ich saß, deren Inhalt, wie ich annehmen konnte, aus dem Werkzeug zum Segelnähen bestand — Nähhandschuhen, Nadeln, Fäden und dergleichen. Das Glas der Fensterpoord zeigte sich vor Schmutz fast undurchsichtig, denn hier war seit langer Zeit ein Reinmachen nicht mehr vordöden gewesen.

Die Kiste, die sich ehemals unter der Poord befunden hatte, war längst beseitigt worden, wodurch mir das kleine Fenster zugänglich wurde, vorausgesetzt, daß ich meine gefesselten Füße bis dorthin zu schleppen vermochte. Wir befanden uns bereits in den heißen Breiten, und jeder Tag mußte die Sonnenglut verstärken; ich konnte mir vorstellen, welche Temperatur in diesem engen, finsternen Loch bei verschlossener Poord herrschen mochte, wenn die Sonne den ganzen Tag auf die Deckplanken über mir niederbrannte, bis dieselben so heiß waren, daß das Bech in den Nähten so weich und flüßig wurde wie Butter in den Hundstagen.

Vorläufig wollte ich das Fenster jedoch noch nicht öffnen; der Schiffer konnte mir seinen Besuch abtun, mein Quartier für zu behaglich und lustig erachten und mich anderswo unterbringen lassen, vielleicht gar im Hellegatt.

Er hatte vom Hellegatt gesprochen, mir damit gedroht wie jemand, der nicht nur in den Wind redet, und ich stehe nicht an, zu bekennen, daß der Gedanke an solch einen Kerker mich mit Schauer und Entsetzen erfüllte. Das Hellegatt eines Schiffes ist dem untersten Grunde eines tiefen, engen Senkbrunnens zu vergleichen; es liegt ganz vorn im Bug, unter dem Matrosenlogis, in der spitzen Ecke über dem Kiel. Man birgt dort all den Kram, dem man sonst keinen Raum gönnt: Farbentöpfe, Gefäße mit Stengenschmiere, Fettpfäßen genannt, Leerpötte, Kohlen und noch vielerlei andre Dinge. Dazu ist das Hellegatt der Haupttummelplatz der Schiffsratten; hier unten hört man sie am lauteften quieken; von hier aus kriechen sie empor nach Janmaats Schlafgemach, dem Logis, fressen oder zerbeißen alles, was sie finden, und benagen sogar die Nägel an den Fehen der schlummernden Matrosen.

Wenn der Kapitän beschlossen hatte, mich im Hellegatt gefangen zu sehen, so war dagegen nichts zu machen; er war der Alleinherrscher, der Despot des kleinen schwimmenden Reiches, das er kommandierte, und sein Wille galt als Gesetz. Ertheilte er den Befehl, so fand er auch Leute, die mich in jenes abscheuliche Verließ schleppen. Mochten die Sympathien der Matrosen immerhin auf meiner Seite sein, so war es doch sehr unwahrscheinlich, daß sie lediglich aus Mitleid für mich meutern sollten, wodurch sie nicht nur ihrer Heuer verlustig gingen, sondern auch sonst noch in schwere Strafe verfielen, sobald das Schiff einen Hafen anließ.

Ich saß auf der Kiste und zermarterte mir die Seele, indem ich mir die Schrecken ausmalte, die mich im Hellegatt erwarteten. Unre Reise war bisher eine ungewöhnlich langsame gewesen, der Äquator war noch sehr, sehr weit entfernt, es konnten noch vier lange Monate vergehen, ehe die australische Küste in Sicht kam. Und während all dieser Zeit sollte ich in der finsternen, übelriechenden, von Ratten wimmelnden Höhle zwischen Vordersteven und Kiel liegen, bei Brot und Wasser, so gut wie vergessen von der Mannschaft, um schließlich, nach Beendigung der Reise, wegen Meuterei und Mißhandlung des Kapitäns vor Gericht gestellt und noch zu einer weiteren Gefängnisstrafe verurteilt zu werden. Dazu kam noch die Gewißheit, daß es mit meiner Laufbahn als Schiffsoffizier zu Ende war. Wollte ich ferner noch zur See fahren, so konnte dies nur vor dem Mast, als Matrose, geschehen, einen Posten als Steuermann fand ich nirgends mehr. Und an meine Mutter dachte ich, an die arme Witwe, deren einziger Sohn ich war. Sie hatte willig geduldet, um mir vorwärts helfen zu können, und hatte freudig der Zeit entgegengesehen, wo ich als zweiter Steuermann in der Lage sein würde, sie gänzlich zu erhalten — die Monatssteuer eines solchen betrug auf englischen Schiffen fünf Pfund Sterling; die deutschen Reeder zahlten damals, wenn's hoch kam, nur zwanzig Thaler.

Schon die nächste Reise hatte ich als „Zweiter“ anzutreten gehofft, und nun war alle Hoffnung dahin.

Trotzdem aber konnte ich es noch nicht über mich gewinnen, meine That zu bereuen. Ich blickte auf die Eisen an meinen Füßen, ich rief mir die Gestalt des brutalen Menschen wieder vor mein inneres Auge, wie er vor mir an Deck lag, ich fühlte im Herzen noch immer die Beleidigung brennen, und wieder und wieder schlug ich in wildem, blindem Grimm mit der Faust auf die Kiste, mich dabei zähneknirschend vermessend, wegen geringerer Beschimpfung den Verhafteten noch zwanzigmal niederzuschlagen, und sollte ich ihm dabei auch das Lebenslicht ausblasen und hernach selber aufs Schafott kommen.

Gegen ein Uhr wurde die Hitze in der Kammer so groß, daß ich den Versuch machte, mich zu erheben und zur Poord hinzuarbeiten; es gelang, ich dröchte die

Schraube und öffnete das Fenster. Das von dem Wasserpiegel reflektierte Sonnenlicht strömte herein und war eine angenehme Erfrischung für meine von der Dunkelheit benommenen Augen. Frische Luft drang nur wenig durch die Oeffnung, da die Kammer auf der Seeite lag. Das Schiff bewegte sich ganz langsam durch das Wasser. Ich hörte das Klirren der kleinen Schaumblasen dicht unter der Poord und das Schluchzen der an den Planen entlang wachsenden Flut. Auch menschliche Stimmen vernahm ich von fern, dazu ab und an das Kreischen eines Blockes und das Knarren der Tafelung, die sich straffer spannte, wenn das Schiff mit der leichten Dünung überholte.

Die Glocke auf dem Ruderhäuschen meldete zwei Glasen — es war ein Uhr. Ein Schlüssel wurde in das Schloß der Kammerthür gesteckt, dieselbe öffnete sich, und der Steward erschien, einen Steinkrug in der einen, einen Paden in der andern Hand. Er plazierte diese Gegenstände auf dem Fußboden, dann zog er die Thür zu, als wolle er verhindern, daß man ihn von draußen reden höre.

„Die Ordre war, Ihnen Brot und Wasser zu bringen,“ sagte er leise. „Der Krug ist voll Wasser. In dem Paden finden Sie Hartbrot und sonst noch allerlei, das ich heimlich mit einwickelte. Lassen Sie nichts davon sehen, falls der Alte kommen sollte. Sie haben brav gehandelt, Steuermann; wir deutschen Leute sind stolz auf Sie, auch die Engländer freuen sich, daß der Alte einmal seinen Meister gefunden hat, wenn sie sich das auch nicht so auslassen. Verlieren Sie nicht den Mut, wenn die Zeit kommen wird, sollen Sie sehen, daß alle Mann für Sie einstehen werden.“

„Ich danke Ihnen von Herzen, Steward,“ antwortete ich ebenso leise. „Die Leute aber sollen nichts unternehmen, was ihnen Schaden bringen könnte, das ließe ich ihnen sagen. Ist Ihnen vielleicht bekannt, was der Schiffer mit mir vorhat?“

Er zögerte einen Augenblick, dann sagte er: „Gerade heraus, Steuermann, er redet davon, Sie ins Hellegatt zu sperren. Beim Essen ist er in einem Schimpfen und Fluchen geblieben; er sagt, so etwas wäre ihm noch nie passiert. Er nennt Sie ein wildes Tier, und Sie müßten da unten liegen, bis Sie zahm geworden wären, das aber würde wohl erst geschehen, wenn die Landpolizei Sie in den Fingern hätte. Das war's ungefähr, da Sie's doch zu wissen verlangten. Ich aber denke, wenn er die Courage haben sollte, Sie in das stinkende Loch unter dem Logis bringen zu lassen, dann wird die Mannschaft auch die Courage haben, Sie wieder herauszuholen. Nu aber heww 't teen Tid mehr.“

Dann schlüpfte er aus der Kammer und schloß wieder zu.

Ich langte nach dem Steinkrug und that einen tiefen Zug, denn ich war durstig. Dann öffnete ich den Paden und fand darin außer dem Hartbrot einen halben Schinken, ein Stück Salzfleisch von der Kajütstafel und zwei Büchsen mit Konserven, zum Gebrauch geöffnet. Auch Messer und Gabel sowie ein kleiner Blechtopf waren vorhanden.

Nachdem ich gegessen hatte, versteckte ich den übrigen Vorrat in der Kiste, zündete mir eine Pfeife an und hing wieder meinen Gedanken nach. Jeden Augenblick fürchtete ich, die Thür aufgerissen und draußen den Alten zu sehen, von einigen Matrosen begleitet, denen er wutschnaubend befahl, mich zum Hellegatt zu schleppen. Daß die Mannschaft mich aus dem Kerker befreien würde, glaubte ich nicht; der Steward mochte sich dies einreden, ich aber kannte Janmaats Charakter und wußte, daß es bei ihm nur zu oft heißt: aus den Augen, aus dem Sinn.

Der Tag verstrich in qualvoller Langsamkeit. Ich versuchte zu lesen, aber die innere Aufregung ließ mich nicht dazu kommen.

Das Wetter blieb ruhig. Als der Abend niederfant, stand ich vor der runden Poordöffnung und betrachtete das dunkle östliche Firmament, an dem einige leichte Wölkchen zogen, ihre westlichen Ränder zart gerötet im Widerschein des glühenden Sonnenunterganges.

Ich war unbeschreiblich niedergeschlagen und dachte nur immer an meine arme, gute Mutter, an meine ruinierten Aussichten und auch an die nächste Zukunft, die ich in so schrecklicher Gefangenschaft verbringen sollte.

Es wurde schnell Nacht, und die funkelnden Sterne erschienen am Himmel. Sie glitten in dem engen Rahmen der Poordöffnung auf und nieder mit der sanften Bewegung des Schiffes, und der Widerschein des größten unter ihnen lag wie eine dünne, goldene Lichtgasse leicht geschlängelt auf der Flut, mit der träge rollenden Dünung bald sich ausdehnend und bald sich verkürzend.

II.

Ich lag wachend auf meiner Matraze; die schwüle Hitze in dem dämpfigen Raum, meine trüben Gedanken und das Bewußtsein, schwachvoll gefesselt und meines

Körpers nicht Herr zu sein, ließen mich keinen Schlaf finden. Draußen wurden sieben Glasen geschlagen — es war halb zwölf. Ueberall herrschte tiefe Stille, die noch nachdrücklicher wurde durch ein gelegentliches leichtes Ertrachen in irgend einem entfernten Teil des Schiffskörpers und durch das lispelnde Geriesel des träumerisch an den Außenplanen vorbeispülenden Wassers.

Plötzlich wurde meine Aufmerksamkeit durch ein krazendes Geräusch unmittelbar außerhalb des Fensters erregt; ich lauschte und hörte gleich darauf flüsternd meinen Namen rufen. Ich setzte mich aufrecht, schaute nach der Poord und gewahrte vor derselben einen dunkeln Gegenstand.

„Können Sie mich hören, Steuermann?“ fragte eine heisere Flüsterstimme.

„Ja, wer ist da?“ entgegnete ich.
„Pst! Ich bin Julius Lassen,“ kam die Antwort. Julius Lassen war ein Matrose aus der Wache des Obersteuermanns, ein Schleswiger, ein williger, fixer Mensch, für den ich stets eine Vorliebe gehabt hatte.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte ich erstaunt.
„Sehen Sie sich vor, daß Sie nicht über Bord fallen.“

„O,“ antwortete er, „ich hänge hier in so 'n Pahlsteel,“ un wat mein Freund, Peter Iberg, is, der hat dat End' oben un 'ne Koffeenagel** genommen.“

„Ja, was wollen Sie denn, Lassen?“
„Ich wollte Ihnen man sagen, Peter und ich, wir sün allemal dabei, un wenn Ihnen dat vielleicht pahllich is, denn nehmen wir eins von die Boote und machen uns davon, dat heißt, wenn Sie mitkommen, Stüermann.“

Es durchfuhr mich wie ein Schreck bei diesem unerwarteten Vorschlag; ich mußte mich erst eine Weile besinnen, dann sagte ich:

„Ob ich mitkomme? Ja, Lassen, Mann, ich bin dabei! Und wenn ich zehn Meilen bis zum nächsten Land schwimmen müßte, ich ginge sogleich auf der Stelle über Bord. Wer aber nimmt mir die Eisen ab und läßt mich aus dem Loch hier heraus? Und wie denken Sie das Boot zu kriegen? Meinen Sie denn, der wachhabende Steuermann und der Mann am Ruder werden so lange unter Deck gehen, bis das Boot zu Wasser gebracht ist und wir alle wohlbehalten drinsitzen?“

„Haben Sie man keine Angst nich, Stüermann,“ versetzte Lassen mit seiner heiseren, aber genau verständlichen Flüsterstimme, „dat wird alles fein besorgt, wenn Sie man einverstanden sind. Paterjon is Ihr Freund. Der sieht nichts nich. Er wird sich binden lassen un knebeln un stille halten un kein Wort sagen, wie ein Lamm. Un der Mann am Ruder sieht auch nichts nich. Da is auch nich ein Mann an Bord von diesen Kasten, der dem Alten zuliebe freiwillig einen Finger rühren oder ein Auge aufschlagen würde. Das wissen Sie so gut wie ich, Stüermann.“

„Warten Sie noch einen Augenblick,“ sagte ich, raffte mich auf und schleppte mich mühselig bis an die Poord, um so leise als möglich mit dem Matrosen reden zu können.

„Ich bin bereit, mitzumachen,“ fuhr ich fort; „wie aber komme ich hier los?“

„Der Zimmermann hat den Schlüssel zu die Eisens,“ antwortete Lassen. „Den stehlen wir, er weiß Bescheid. Den Schlüssel zu die Kammer hat der Steward, den stehlen wir auch, und er weiß auch schon Bescheid.“

„Die Verschwörung ist ja schnell zu stande gekommen,“ sagte ich, voll Hoffnung ausatmend.

„Pst, nich so laut, Stüermann,“ warnte der Matrose, „der Alte könnte an Deck kommen.“ Er wechselte einige mir unverständliche Worte mit dem Mann oben an der Reeling und wendete sich dann wieder zu mir.

„Ich will Ihnen sagen, wie die Sache liegt,“ flüsterte er. „Wenn der Skipper seinen Willen kriegt, denn so schmeißt er Ihnen in dat Hellegatt, un da können Sie liegen, bis wir nach Australien kommen.“

„Mister Paterjon darmt un jammert dat, un auch Mr. Hollins is dat ganz un gar nich recht, aber der darf von den ganzen Kram nichts nich wissen. Es wird also gemacht, wenn der seine Wache zur Roje hat. Wat wir beiden sind, Peter Iberg un ich, uns is dat Leben hier an Bord längst über, un weil wir jezt so nahe bei die Kanaries sind, so sind wir willens un bereit, in eins von die Boote nach die Gilands zu segeln, dat heißt, wenn Sie mitkommen, Stüermann; denn wer soll uns sonst die Navigatschon besorgen?“

„Wann denkt ihr den Plan auszuführen?“

„Heute nacht. Un zwei Glasen in der Morgenwacht müssen wir den alten Kasten schon ein gut Stück achter uns haben.“

„Und ich kann euch nicht dabei helfen! Ich liege hier in Eisen und eingesperrt —“

„Sie brauchen uns gar nicht zu helfen, Stüermann.“

mann; wir besorgen alles fein un machen alles klar, un hernach schleichen wir uns durch die Kajüt un holen Ihnen.“

„Ihr müßt aber auch Wasser und Proviant ins Boot schaffen, auch einen Kompaß und einen Sextanten und —“

„Also abgemacht, Stüermann, nich wahr?“ unterbrach er mich.

„Jawohl,“ rief ich, „abgemacht! Wenn aber der Schiffer an Deck kommen sollte?“

„Dann so sind wir drei gegen einen,“ versetzte er.

„Drei gegen einen, Stüermann, un brauchen nich zu fürchten, dat andre sich einmengen.“

„Gut, abgemacht, Lassen.“

Im nächsten Moment war die Poord frei, und die Sterne glitten wie zuvor in dem runden, dunkeln Rahmen auf und nieder.

Ich kroch zu meiner Matraze, legte mich nieder und wartete. Die Gedanken stürmten mir wirr durch den Kopf. Das Unternehmen war über die Maßen verwegen und gewagt. Es begann mit einem Diebstahl, anders war die Wegnahme des Bootes nicht zu bezeichnen. Sodann sollten wir uns in einem winzigen Fahrzeug dem weiten Ozean anvertrauen, denn das nächste Land, die Kanarischen Inseln, war mindestens zweihundert Seemeilen von uns entfernt. Und endlich, wenn wir einen Hafen anliefen oder vorher von einem Schiff aufgenommen wurden, dann müßten wir eine Lüge erfinden, und zwar eine nicht zu kurze, und standen trotzdem in Gefahr, Verdacht zu erregen und den Behörden ausgeliefert zu werden.

Gegen diese und andre Bedenken aber warf ich mir das bevorstehende Elend in die Wagschale. Zudem konnten meine beruflichen Aussichten durch das heimliche und widerrechtliche Verlassen der „Salacia“ kaum noch mehr getrübt werden. Schließlich empfand ich nur noch eine Beforgnis, die, daß der Schiffer an Deck erscheinen könnte, wenn wir gerade beim Aussetzen des Bootes waren, denn dann konnte eine Gewaltthat nicht ausbleiben. Der bloße Gedanke ließ mich erschauern.

Nicht ohne Rührung gedachte ich der Sympathie und hilfsbereiten Freundschaft Paterjons und der übrigen. Hatte Lassen den zweiten Steuermann sondiert oder stammte der ganze Plan vielleicht gar von diesem her? Sogar binden und knebeln lassen wollte sich der brave Gejell! Auf eine solche kameradschaftliche Gesinnung war ich bei einem britischen Seemann mir — einem „foreigner“*) — gegenüber noch niemals gestoßen.

Die Stunden des Wartens wurden mir unerträglich lang. Dazu diese Todesstille; ich lauschte angestrengt, aber alles blieb stumm wie das Grab, nur das Wasser rippelte leise unter dem offenen Fenster, und hin und wieder knackte und knisterte eine der im Raum verstaubten Kisten.

Es war stockfinster in der Kammer; ich mochte die Lampe nicht anzünden, weil ich fürchtete, der Schiffer könnte unversehens die Thür aufmachen und herein schauen, und wenn er mich dann so verhältnismäßig bequem und behaglich bei Lampenlicht liegen sah, dann war es sehr möglich, daß er Verfügungen traf, die unsern Fluchtplan zu Schanden machten.

Man schlug acht Glasen an Deck; es war vier Uhr morgens. Der zweite Steuermann kam aus der gegenüberliegenden Kammer und begab sich nach oben; er hatte Mr. Hollins, den Obersteuermann, abzulösen. Im Vorübergehen that er zwei Schläge gegen meine Thür; ich wußte, was dieselben bedeuten sollten.

Wieder trat tiefe Stille ein; der Wind schien jezt gänzlich abgeflaut zu sein, das glaubte ich aus dem dumpfen Getön entnehmen zu müssen, das die Segel hervorbringen, wenn sie schlaff hin und her schlugen.

Ein Glas — halb fünf.

Noch hing der dünne Glockenklang in der Luft, da schob jemand den Schlüssel ins Schloß und öffnete schnell.

„Haben Sie kein Licht nich, Stüermann?“ fragte Lassens Stimme.

„Ja,“ antwortete ich. „Sind Sie allein?“

„Ja doch. Machen Sie man schnell, stecken Sie die Lamp an; oben is alles klar.“

Ich tastete nach den Zündhölzern, und als die Lampe brannte, kniete Lassen nieder und nahm mir die Fußschellen ab. Der Augenblick war zum Fragenstellen nicht geeignet. Vorsichtig legte er die Eisen auf die Matraze. Dann winkte er mir, ihm zu folgen, und blies die Lampe aus.

„Wo ist der Alte?“ flüsterte ich.

„Bei acht Glasen war er an Deck; jezt is er zur Roje. Kommen Sie, Stüermann.“

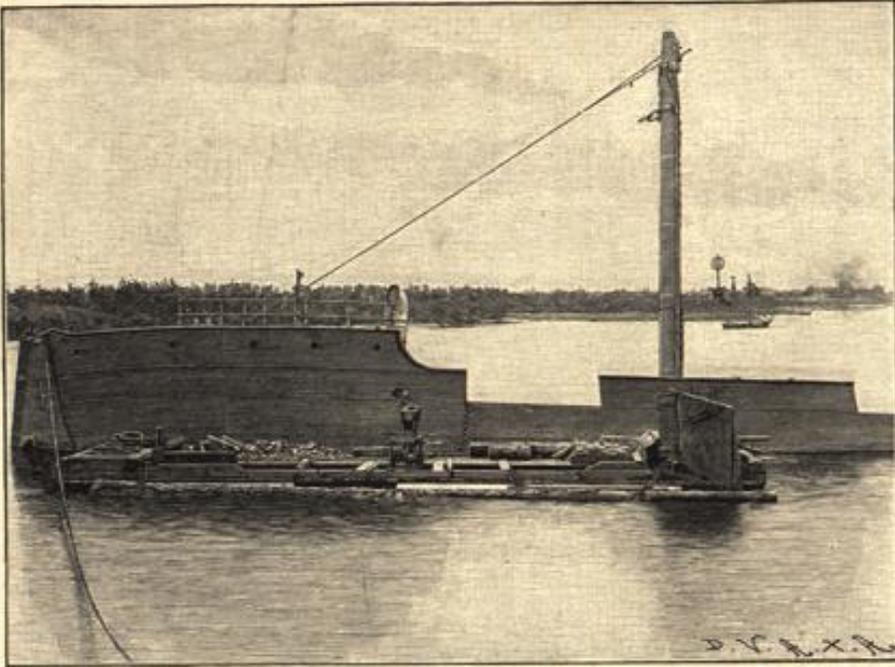
Im Salon war alles dunkel. Wir huschten wie Schatten zur Kampanjetreppe und hinauf an Deck. Lassen schob die Kajütstapfe hinter sich zu und verschloß sie, so daß der Schiffer, sollte er erwachen, nicht heraus konnte und zunächst ein Gefangener war.

Der Matrose Iberg stand an der Steuerbordreeking,

*) Ausländer, Nichtengländer.

*) Eine am Ende einer Leine geschützte Schlinge.

**) Holzene oder auch eiserne Platte in der Regelbank innerhalb der Reeling, an denen die Leinen (Troffen, Fallcn etc.) befestigt werden.



Vorderteil des gesunkenen Schiffes bei niedrigstem Wasserstand.

Iberg murmelte ein Ja bei jedem der aufgezählten Gegenstände, dann wurde das Boot so geräuschlos als möglich hinabgeviert. Es lag wie in einem Teich, da das Schiff keinen Zoll Fahrt lief.

Ich rief dem Rudersmann ein leises Lebewohl zu und folgte den beiden Matrosen, die bereits wie Ratten an den Bootstälzen hinabgeglitten waren. Die Tälzenblöcke wurden vorsichtig ausgehakt, Laffen stieß ab, und gleich darauf trieben wir einige Bootslängen hinter dem Heck der „Salacia“.

Es war jetzt ungefähr drei Viertel auf fünf, wir konnten daher

noch auf eine Stunde Dunkelheit rechnen. Mit möglichster Vermeidung jeden Geräusches wurden die Reemen ausgelegt; wir rojten mit angehaltenem Atem, bei jedem von den Reemen fallenden Wassertropfen aufhorchend, ob der Schiffer sich nicht hören ließe, dessen großes Kajütefenster in dieser schwülen Nacht jedenfalls weit offen stand.

Als wir uns endlich außer Hörweite glauben konnten, begannen wir mit aller Kraft zu rojen, so daß das Boot surrend und brausend durchs Wasser schoß und das Kielwasser achter uns sich wie ein Band von grünlichem Feuer ausspann. Wir fragten nichts nach der Richtung; zunächst galt es nur, so schnell und so weit als möglich vom Schiff fortzukommen, ehe die Sonne oberhalb der Kimmung erschien und die ganze Weite des Ozeans erhellte.

Wir rojten eine halbe Stunde lang mit äußerster Anstrengung; die Form des Schiffes war sehr bald von der allgemeinen Finsternis nicht mehr zu unterscheiden. Wir mochten in dieser halben Stunde drei bis vier Seemeilen zurückgelegt haben. Jetzt begann sich eine leichte Brise zu regen. Wir setzten den Mast, hielten das zum Boot gehörige große Lugsegel, beleuchteten den Kompaß durch eine kleine Blendlaterne, holten die Schot an und steuerten den Kanariensinseln zu.

das Bootsfall klar zum Vieren (Niederlassen) in der Hand. Die „Salacia“ führte vier Quarterboote in Davits (Bootskrane), des Kapitäns Sig am Heck und ein Großboot mittelschiffs auf den Galgen.

Der Mann am Ruder stand regungslos, wie eine Figur aus Holz. Von Wind keine Spur. Die See lag schwarz und glatt wie Del, hie und da mit Sternflocken bestreut; am Firmament funkelten und glüherten die Himmelslichter, den dunkeln, mondlosen Morgen schwach durchleuchtend und die drei ragenden Leinwandtürme des Schiffes geisterhaft ersimmern lassend.

„Wo ist Mr. Paterson?“ fragte ich leise.

Laffen wies nach der Backbordreeing, wo die Schatten der Großwanden und Pardunen nichts erkennen ließen. Heraneilend, sah ich den zweiten Steuermann am Schanddeckel bei den Speigaten liegen; er war mit Leinen förmlich umwickelt und hatte ein Taschentuch als Anebel über den Mund gebunden.

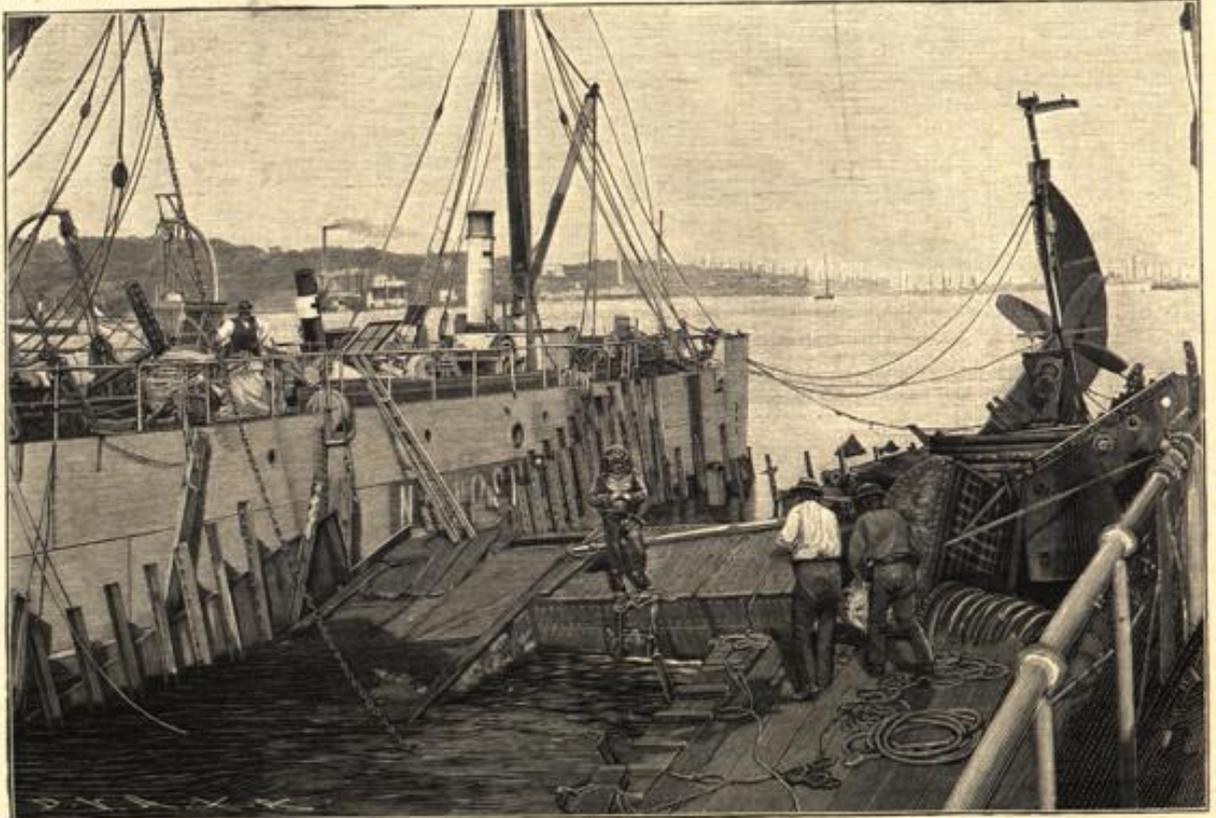
Ich faßte ihn sanft bei der Schulter und flüsterte ihm einige hastige Dankesworte zu.

Von achtern her rief Laffen nach mir.

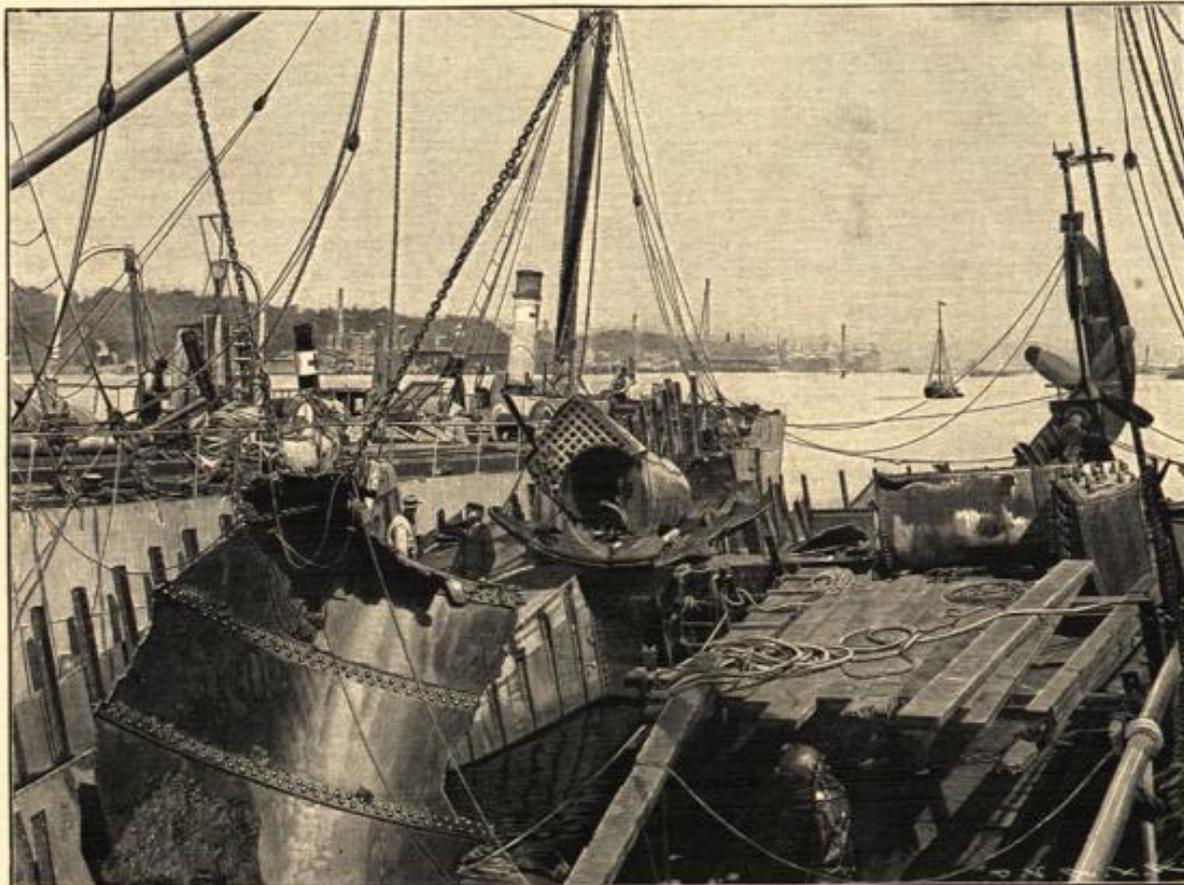
„Sie sind mein Retter.“ schloß ich, Patersons gefesselte Rechte drückend. „Möge Gott Ihnen vergelten! Ich werde Ihre Freundesthat nie vergessen.“

Dann eilte ich zum Boot.

„Ist alles an Bord?“ fragte ich. „Wasser — Proviant — Kompaß — Sertant — alles?“



Laffen, bereit niederzusteigen.



Hebung eines Teils vom Dampfessel nach der Sprengung.

Sprengung des Wracks des Dampfers „Athabaska“ bei Finkenwärder an der Elbe.
Rech phot. Aufnahmen von Hans Bremer in Hamburg.

Run erst konnten wir Atem schöpfen und an einen Austausch unsrer Gedanken denken.

„Wat wird aber,“ fing Julius Laffen an, die Ellbogen auf die Kniee stützend und müßig die Hände faltend, „wat wird aber, wenn der Alte merkt, dat wir mit dat Boot heidi sind, un achter uns herjaht?“

„Wat soll da werden?“ entgegnete Peter Iberg, der aus dem deutschen Binnenlande stammte, bereits in mehreren Berufszweigen Schiffbruch gelitten hatte, trotzdem aber ein trefflicher Seemann war. „So ein Schiff gehorcht dem Ruder nicht wie ein Boot, mein Jung; wie soll er uns da fangen? Kee, daran denkt der Alte nicht.“

„Wie lange sollte der zweite Steuermann so gebunden daliegen?“ fragte ich.

„Darüber war nichts nich verabredet,“ antwortete Laffen, den Saft seines Prüntjes ins Wasser spüend. „Koorl Lobe hatte den Rudertörn.“ Wenn der Alte unter die verschlossene Kajütskapp wild werden und Standal machen sollte, denn so sollte Koorl ihn nich rauslassen. Denn warum? Der Mann am Ruder darf seinen Posten nich verlassen un wenn wer weiß was geschieht. So war's verabredet. Möglich, daß sie's vorn hören, wenn der Alte brüllt un an die Thür hammert; dann kommen sie vielleicht un fragen, wat denn eigentlich los is, aber übereiten thun sie sich dabei nich, darauf können Sie sich verlassen, Stüermann.“

„Es sollte mir recht leid thun, wenn Paterson lange in seiner unangenehmen Lage zubringen müßte,“ sagte ich. „Offen gestanden, so viel Freundschaft hätte ich von dem Mann nicht erwartet.“

Laffen grinste.

*) Das heißt war an der Reihe, zwei Stunden lang am Ruder zu stehen.



Sonntag. Nach dem Gemälde von Emma von Müller.

Photographie-Verlag von Franz Gessner in München.

„Machen Sie sich keine unnützen Gedanken nich, Stürmann,“ versetzte er. „Paterjon ist ganz vergnügt, um wissen Sie auch warum? Weil er Ihnen doch nu beerben kann. Dat war seine ganze Freundschaft, Stürmann. Un ich meine, er kann lachen, denn so viel ich man weiß, haben Sie eine ganz nüdliche Seeliste voll Zeug in Ihre Kammer stehen, die Bücher un alle die andern Kramstücken gar nich zu rechnen. Un Hollins kriegt Ihren Oktanten, so war's abgemacht zwischen die beiden.“

„Ich schwieg ein wenig betroffen; also auf die Erbschaft war's hauptsächlich abgesehen, als man mir die Flucht erleichterte. Dann mußte ich lachen.“

„Ja,“ sagte ich, „Engländer bleibt Engländer; seine erste Frage ist immer: was fällt dabei für mich ab? Nun, mag's ihm wohl bekommen. Aber ihr beide, Sie, Lassen, und Sie, Iberg, ihr habt auch eure Sachen zurücklassen müssen; wer erbt denn die?“

„O, die haben wir verteilt, damit im Logis kein Zanf entsteht,“ antwortete Lassen gleichmütig.

„Waret ihr denn so unzufrieden mit dem Schiff?“ fragte ich weiter.

„Ja,“ sagte Iberg finster. „Wäre ich an Bord geblieben, so hätte ich dem Kerl, dem Schiffer, eines Tages mein Messer in den Leib gerammt, dahin wäre es ganz sicher gekommen. Ich lief davon, um meinen Hals zu retten, und auch er entgeht dadurch einem vorzeitigen Ende.“

„Warum aber waret nur ihr beide unzufrieden?“

„O, zuerst wollten noch drei andre mit uns ablaufen,“ sagte Lassen, „die is es aber wieder leid geworden.“

„Wer ist zuerst auf diesen Plan verfallen?“

„Der bin ich gewesen,“ antwortete Iberg. „Paterjon kam zu mir, als ich am Ruder stand, und fragte mich, ob ich wüßte, wer den Schlüssel zu den Fußheisen habe, ob der Zimmermann oder der Obersteuermann. Wir redeten über Sie und den Schiffer, und dabei kam ich mit meiner Meinung rund heraus. „Mr. Kummer,“ sagte ich, „hat der ganzen Besatzung einen großen Dienst erwiesen, und es wäre eine Schande, wenn man ruhig mit ansähe, wie er dafür ins Hellegatt gestedt würde. Ehrensache für alle Mann wäre es, ihm von Bord zu helfen.“ so sagte ich, und ich würde der erste sein, der dazu seine Hand bietet.“ Paterjon hörte mich ruhig an und meinte, ich hätte die rechte Gesinnung, und was er thun könnte, ohne sich selber zu schaden, das sollte geschehen. Auf diese Weise wurde der Plan ausgeheckt, und wenn Paterjon auch gleich von Anfang an auf Ihre Erbschaft spekuliert hat, was ich aus seinen Reden wohl heraushörte, so hat er doch auch gethan, was so leicht kein anderer riskiert hätte, und wir müssen ihm dankbar sein.“

„Das bin ich, und von Herzen,“ sagte ich. „Möge er sich in meinen Seestiefeln, in meinem Sonntaganzug, der noch ganz neu ist, und in all dem andern Zeug recht wohlfühlen.“

„An Mr. Hollins nicht zu vergessen,“ warf Lassen ein. „Der hat, als hätte er keine Augen nich im Kopf, wie wir den Proviant ins Boot schleppten un alles klar machten. Der hat auch sein Bestes gethan, gerade wie der Zweite, un wenn er sich den Oktanten dafür ausbedungen hat, so kann ich ihm dat nich übelnehmen.“

„Aber wie soll ich nun euch danken, die ihr meinewegen nicht nur eure Habseligkeiten, sondern auch eure Feuer im Stich gelassen habt?“ nahm ich wieder das Wort. „Ich bin ein armer Kerl und weiß nicht, ob ich jemals im stände sein werde, euch zu vergelten.“

„Davon kann keine Rede sein, Stürmann,“ versetzte Iberg. „Sie sind uns keinen Dank schuldig. Wir wollten unsre Freiheit erlangen, die haben wir jetzt, und damit ist's gut.“

„Nu müssen wir uns aber auf 'ne Geschichte besinnen, die wir erzählen wollen, wenn uns ein Schiff auffammelt,“ sagte Lassen.

„Ohne eine Lüge wird das nicht zu machen sein,“ versetzte ich. „Das ist schlimm, aber nicht zu ändern. Ich meinstenfalls wüßte nichts Besseres zu erfinden als die Angabe, wir seien ausgeschiedt worden, einen über Bord gefallenen Mann zu retten und hätten während einer Bö unser Schiff aus Sicht verloren.“

„Wird man uns das aber glauben, wenn man all den Proviant hier im Boot sieht?“ entgegnete Peter Iberg.

„Den werfen wir über Bord, sobald ein Schiff sich zeigt,“ sagte ich.

„Aber erst, wenn wir wissen, dat dat Fahrzeug uns auch nich im Stich lassen thut,“ bemerkte Lassen.

So saßen wir und schwäzten, während das Boot ruhig und gleichmäßig durch die Finsternis glitt, die immer dichter zu werden schien, je näher die Zeit des Tagesanbruchs kam.

Ich war bereits ein zu alter Seefahrer, um über die Art und Weise, wie diese beiden Matrosen das Schiff verlassen hatten, erstaunt zu sein. Ohne Nachgedanken und ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen überläßt Janmaat sich nur zu leicht dem ersten besten

Impulse. Lassen und Iberg waren des Schiffes überdrüssig geworden; sie haßten den brutalen Kapitän in solchem Maße, daß sie sich schon in gefährlicher Weise mit allerlei mörderischen Gedanken getragen hatten, und ihre Absicht, zu entweichen, stand bald so fest, daß sie eher ihre Zuflucht zu einer treibenden Spicere genommen, als die Reise an Bord der „Salacia“ fortgesetzt hätten. Ein charakteristischer Zug der Janmaaten meiner Zeit war eine gänzliche Unempfindlichkeit gegen das, was die Zukunft bringen konnte, und eine gründliche Unzufriedenheit mit seiner jeweiligen Lage und Existenz. Er gab lieber jede Aussicht auf künftigen Gewinn auf, ehe er das Geld opferte, das er in der Tasche trug.

Der Tag brach an; die Horizontlinie hob sich scharf gezeichnet und tintenschwarz von dem kalten Lichtgrau des unteren östlichen Himmels ab. Ich stieg auf eine Ducht, schlang den Arm um den Mast und schaute in die Ferne; es war nichts in Sicht. Die Brise, die uns nach der einen Seite getrieben, hatte das Schiff nach der andern geführt; rechneten wir zu den sieben Seemeilen, die wir bisher zurückgelegt haben mochten, die Distanz, die die „Salacia“ in derselben Zeit hinter sich gebracht hatte, so konnte selbst das Stjail des Schiffes jetzt nicht mehr zu sehen sein, und wir befanden uns allein in dem weiten Rund des Ozeans. Nirgends zeigte sich eine Unterbrechung der glatten Linie des Horizontes. Die Morgendämmerung ist nur kurz in diesen Breiten, dem Tagesgrauen folgt die Sonne beinahe auf den Fersen; wenige Minuten nach dem Erglänzen der östlichen Kimmung erschien die brennende Kuppel des Tagesgestirns vor unsern Augen, und See und Himmel erschwimmerten in leuchtendem Blau.

Nach dem Aufgang der Sonne flaute der Wind wieder ab; das sinnerstreichende Geplätscher am Bug erstarb, das Boot verlor seine Fahrt, und das Lugselug schlug hinüber und herüber, je nachdem das Fahrzeug auf der langsam schwellenden und sinkenden Dünung sich nach Backbord oder Steuerbord überlehnte. Da die „Salacia“ jedoch nicht mehr in Sicht war, so machte uns diese Stille keine Sorgen.

Ich stieg von der Ducht herunter und musterte die Instrumente und die Vorräte, mit denen die beiden Matrosen das Boot ausgerüstet hatten. Wir waren wohl versehen; der Wasservorrat reichte mindestens vierzehn Tage, auch von Hartbrot und Fleischkonserven bestand sich ein ansehnliches Quantum an Bord. Lassen hob den Deckel des Sitkafens im Heck und zeigte mir hier eine Karte von diesem Teil des Atlantischen Ozeans, meinen Sextanten, den Nautischen Almanach und verschiedene andre nützliche Gegenstände, die er unter dem Beistand des zweiten Steuermanns aus meiner Kammer geholt hatte, während ich in der Segelkammer gefangen lag.

Wir nahmen unser Frühstück ein, zündeten die Pfeifen an und spreizten mit Hilfe der Reemen das Segel so aus, daß es uns als Sonnenzelt diente. An Unterhaltungsstoff fehlte es nicht, vor allem aber prägte ich meinen Gefährten so genau als möglich die Geschichte ein, die wir herbeten wollten, wenn ein Schiff uns aufnahm, oder wenn wir einen Hafen der Kanarischen Inseln erreichten. (Schluß folgt.)

Der Abschied des Stierkämpfers.

(Bild S. 132 u. 133.)

Noch eine letzte Umarmung, ein letzter Kuß, einen letzten Händedruck den Seinen, und der „Gipada“, der Held des spanischen Stierkampfes, begibt sich nach dem Schauplatz seiner Thaten. Ungebuldig schon harren die Genossen; denn immer lauter ertönt draußen der Ruf der nach der Arena ziehenden Menge: „A los toros! a los toros!“ (Zu den Stieren!) Die festlich geschmückte Dame, wohl die Schwester der Frau, steht ebenfalls im Begriff, sich nach dem Ort des nur allzuoft blutig verlaufenden Kampfs zu begeben; die übrigen aber bleiben zu Hause, um vor mit Blumen und brennenden Kerzen geschmücktem Hausaltar Gebete für den glücklichen Ausgang des gefährvollen Unternehmens zum Himmel zu senden. „O schütze ihn, Madonna!“

Mit wie viel Glanz und Pomp dies Nationalvergnügen der Spanier sich auch umgiebt, so ist und bleibt es doch ein auf die rohesten Triebe berechnetes Schauspiel, von dem jeder, der ein Herz für die Kreatur hat, mit Widerwillen und Trauer sich abwendet. — Ehre da unsern Tierchutzvereinen!

Das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Coblenz.

(Bild S. 137.)

Nun hat Kaiser Wilhelm I. auch in Coblenz sein Standbild erhalten, und zwar auf Kosten der Rheinprovinz, die 1 600 000 Mark dafür bewilligte. Viele Orte, Berge und Inseln der schönen Rheinlande hatten sich um das Denkmal beworben, aber Sieger blieb der Hunschwanz, wie die Coblenzer die Sandbank in der Rhein-Roselspitze als letzten Ausläufer des Hunsrück nannten. Der Provinziallandtag hat die Platzbestimmung dem Kaiser Wilhelm II. überlassen, und dieser entschied sich für das „Deutsche Ed“ (wie die Sandbank auch genannt wird), wahrscheinlich des-

halb, weil seine Großmutter noch kurz vor ihrem Tode dem General von Tschudi diesen Wunsch ausgesprochen hatte. Heute umklammern mächtige Quaimauern, von Rhein- und Moselwerft ausgehend und in einer abgestumpften Spitze sich vereinigend, die Sandbank, die auf 7 Meter über dem Nullpunkt des Coblenzer Pegels angeschüttet ist und jetzt mit rund 25 000 Quadratmetern Grundfläche das Bindeglied zwischen Rhein- und Moselwerft bildet. Wenn's im Hochsommer einige Tage nicht geregnet hat, so unterscheiden sich noch weithin stromabwärts die Wasser beider Flüsse durch ihre Färbung: der Rhein führt schmutzig weiß-gelbes Gletscher-, die Mosel klares Gebirgswasser. Erst vor der Insel Niederwerth verschwindet der Unterschied, und der Strom nimmt allmählich die weltbekannte grüne Rheinfarbe an.

Die Vorderseite des Sockelfundaments, die durch seitwärts vorspringende Strebenpfeiler den Eindruck einer Nische macht, zeigt aus dem Stein reliefartig herausgearbeitet den Reichsadler mit weit ausgebreiteten Flügeln, wie er seine Krallen in die Leiber zweier Drachen schlägt, die ihre Köpfe drohend gegen ihn erheben. Darüber steht die Widmung: „Wilhelm dem Grossen“, während unterhalb der Aussegnisgalerie, quer über den Oeffnungen der drei Pfeilergänge, zu lesen ist:

„Nimmer wird das Reich zerstört,
Wenn Ihr einig seid und treu.“

Der architektonische Aufbau ist, nach den Plänen des Professors Bruno Schmitz in Düsseldorf, von Ph. Holzmann & Cie. in Frankfurt a. M. ausgeführt.

Das eigentliche Denkmal besteht aus der Kaisergestalt hoch zu Ross, das von einem Genius geführt wird, der in der Linken auf einem Kissen die Kaiserkrone trägt. Der Kaiser in voller Generalsuniform, um die Schultern den wackelnden Mantel, der vorne Arme und Brust freiläßt, dagegen rückwärts in reichem Faltenwurf über das Pferd fällt, führt mit der Linken die Zügel, während die Rechte den aufs Knie gestülpten Marschallstab hält. Die Höhe der Reiterfigur beträgt volle 14 Meter; der Genius ist 9 Meter hoch mit 5 Meter langen Flügeln, der Marschallstab 3 Meter lang. Die äußeren Formen sind von Paul Rindleben in Braunschweig nach dem in $\frac{1}{3}$ Größe von Professor G. Hundrieh in Charlottenburg hergestellten Modell aus 4,6 Millimeter starken Kupferplatten getrieben. Sie bestehen aus zahlreichen Einzelstücken, die auf dem in der Form der Figuren aus Eisenstäben und Kupferblechen gebildeten Traggerippe stumpf gegeneinander gepaßt und mit rund 20 000 Nieten befestigt wurden. An Kupfer sind 450, an Eisen 400 Zentner verbraucht.

Die Einweihung am 31. August 1897, vormittags, ist in Gegenwart beider kaiserlichen Majestäten mit großem Gesele, zahlreicher Fürlichkeiten und Generale, des Provinziallandtags der Rheinprovinz und so weiter in der üblichen Weise verlaufen. Nachmittags gab der Kaiser ein großes Diner im Schloß, und bei eintretender Dunkelheit begann die festliche Beleuchtung des Denkmals, der Rheinufer und der umliegenden Höhen, verbunden mit einer Rheinfahrt der Majestäten und der geladenen Gäste auf zwei Dampfern, die gegen elf Uhr endete und allen Teilnehmern untergeköstlich bleiben wird.

Die Sprengung des Wracks der „Athabaska“.

(Bild S. 140.)

Höchst gefahrvoll für die gesamte Gletschiffahrt war das Wrack des am 7. Oktober 1891 bei Fintenvärder gesunkenen Dampfers „Athabaska“ gewesen, das den Hamburger Staat schon ein schönes Stück Geld gekostet hat; so daß schließlich, trotz des hohen Bergelohns, seine Beseitigung beschlossen wurde. Der norddeutsche Bergungsverein hatte unter Leitung des Kapitän Hein die Aufgabe unternommen, mit Hilfe schwedischer und russischer Taucher die unter Wasser liegenden Schiffsteile, deren Hebung im ganzen nicht möglich war, auseinanderzusprengen, um sie dann einzeln an die Oberfläche zu befördern. Zu diesem Zweck wurden die beiden Bergungsdampfer „Osee“ und „Nordsee“ an der Unfallstätte postiert, auf welchen die riesigen Hebetranen angebracht sind. Ein schwieriges Stück war es, den Kessel der „Athabaska“ auseinanderzusprengen, und eine tüchtige Portion Dynamit gehörte dazu. Die Wirkung entsprach den Voraussetzungen. Ein mächtiger Krach erfolgte, und hoch auf spritzte eine gewaltige Dampf- und Wasservolke; doch als sich Rauch und Schaum verzogen, schien immer noch der Hinterboden fest in die Luft zu ragen. Der ersten heftigen Detonation folgte bald eine zweite, etwas schwächere, und so dauerten die Explosionen fort, drei Stunden hindurch. Sieben Dynamitlabungen waren nötig gewesen, um die große Eisenmasse zum Fallen zu bringen. Als sich der letzte Rauch verzog, war über der Wasserlinie vom Wrack der „Athabaska“ nichts mehr zu sehen. Nach vollbrachter Hebung soll der Rest des einstigen Dampfers auf eine hoch gelegene Strandstelle verbracht und dort gänzlich abgewrackt werden.

Das Sträußchen.

Die Braut steht im Festschmuck, gar lieblich zu sehn:
Wie läßt ihr die Myrte im Goldhaar so schön.
Der duftige Schleier, das schimmernde Kleid,
Die holde Gestalt wie mit Blüten beschnit!

Es nahen die Freunde. Sie reichen der Braut
Viel Blumen, wie schöner sie keine geschant.
Da leuchtet's von Rosen der seltensten Art,
Von Blüten, die hielands man nimmer gewahrt.

Da naht auch der Bräutigam. Verstoßen er hält
Ein Sträußchen, ein schlichtes, mit Blümlein vom Feld.
Das reicht er dem Bräutchen, und innig er spricht:
„Ich brach sie dir selber — verschmähe sie nicht.“

Sie aber schaut leuchtenden Blickes ihn an:
„Du guter, du bester, du herzlichster Mann!
Und wär's eine Blüte, ein Veilchen allein —
Ich tausch' um die Sträuße der Welt es nicht ein!“

Georg Büchner.

Das Benediktinerkloster St. Michel in der Normandie.

(Bild S. 148.)

Der Mont St. Michel hieß vor dem achten Jahrhundert Monstamba, im Jahr 709 ward auf seinem Gipfel eine Abtei von St. Aubert, Bischof von Avranches, dem der Erzengel im Traum erschienen war und ihm am Fuß des Felsens eine Quelle gezeigt hatte, gegründet. Eine Menge Pilger strömte herbei, und der Ruf des Klosters drang bis zu den fernsten Ländern. Man nannte es damals Mont St. Michel au péril de la mer (heiliger Michaels-Berg zu den Meeresschiffen), um die Gefahren anzudeuten, die mit seinem Besuch verbunden waren. Um den Fels vor den Einfällen der Normannen zu schützen, ward er im neunten Jahrhundert befestigt. Familien, die aus Neustrien vor den Normannen flüchteten und Schutz suchten, gründeten den Ort. 966 ließ „Richard ohne Furcht“ die ersten Benediktiner von Monte Cassino kommen. Aber die Mönche wurden vertrieben, und erst von Rollon, der Christ wurde, dauernd in den Besitz des Felsens gesetzt. Rollons Nachfolger begünstigten das Kloster, dessen Kirche 1020 durch Richard II.,

Herzog der Normandie, gegründet und 1135 vollendet wurde. Von dieser ersten Kirche sind noch das Querchiff und vier Arkaden des Hauptschiffes vorhanden. Als Wilhelm der Eroberer seinen Einfall in England vorbereitete, rüstete das Kloster sechs Schiffe aus und erhielt später reichen Anteil an der Beute. 1138 ward Stadt und Kloster durch Feuer zerstört. Von 1154 bis 1186, unter dem Abt Robert de Torigni oder Robert du Mont, sah St. Michel während zweiunddreißig Jahren seine höchste Blüte, Wissenschaften, Sprache, Poesie und Kunst wurden von diesem bedeutenden Mann gepflegt. Er erweiterte das Kloster, richtete ein Gast- und Krankenhaus für die Pilger ein und verstärkte die Befestigungen; dann kamen die Kämpfe mit den französischen Königen, die schließlich durch List oder Gewalt sich den Besitz dieses bedeutenden Waffenplatzes zu sichern verstanden. Während des sogenannten Hundertjährigen Krieges widerstand die Abtei siegreich den Engländern. Auch während der Religionskriege machten die Huguenotten mehrere vergebliche Versuche, sich des Klosters zu bemächtigen.

Die Festung kapitulierte 1595, nachdem Henry IV. den protestantischen Glauben abgeschworen hatte. Die Führung der Mönche war mittlerweile eine inkorrekte geworden, und 1615 wurden die Benediktiner durch Mönche von der Kongregation des heiligen Maurus ersetzt. 1790 teilten diese das allgemeine

Geschick und wurden verjagt. Das Kloster war von da an bis 1863 Staatsgefängnis. Nachdem 1865 der Bischof von Coutances die Abtei gemietet hatte, begannen bessere Zeiten, besonders aber seitdem 1874 die Regierung von den Gebäuden Besitz ergriffen und einen großartigen Restaurationsplan auszuführen begonnen. Vieles ist bereits geschehen, aber die Aufgabe ist so bedeutend, daß noch Jahre vergehen werden, bis der Mont St. Michel in seiner ganzen ehemaligen Herrlichkeit als eines der ersten historischen Denkmale von Frankreich wiedererstand sein wird.

Das Bild des Mont St. Michel kann hier nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet werden; die geniale Ausbeutung des Raumes, wodurch zahllose Verbindungen, Gänge, Säle, Treppen, Gemächer und Kapellen, Keller und so weiter gewonnen sind, das allmächtige Emporwachen und Zueinandergreifen der einzelnen Teile des gewaltigen Baues erfordern ein längeres Studium, dem nur ein Mann vom Fach genügen kann. Auf den Laien, mag er noch so kunstverständlich sein, wirkt alles das erste Mal geradezu überwältigend und verwirrend.

St. Michels Gestalt zielt noch immer die höchste Turmspitze. Dreizehnmal hat der Blitz das Kloster im Lauf der Jahrhunderte getroffen! Jedesmal aber erstand es wieder in verjüngter Pracht, und die äußeren Feinde haben demselben, dank St. Michels Schutz, nie etwas anhaben können. Er bleibt auf seinem Posten ein



Opossum mit Jungen im Zoologischen Garten in Leipzig. Originalzeichnung von H. Schäpfer.

wind- und wetterfröhlicher Herr und empfängt mit Würde die Huldigungen, die von kunstfertigen Scharen aus nah und fern ihm dargebracht werden.
D. R.

Sonntagsruhe.

(Bild S. 141.)

„Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschiden, aber am siebenten Tag sollst du ruhn!“ — so lehrt die Bibel, und wer hat den Segen dieser weisen Anordnung nicht schon an sich selbst verspürt?

„Sollst du ruhn!“ — Es wird gar verschieden „geruht“, in mehr oder weniger bibelgemäßem Sinn, je nach Veranlagung und Auslegung. Die hübsche kleine Dorn auf unserm Bild hat, wie ersichtlich, das Sonntagsarbeitsverbot auch nicht eingehalten, aber sie strickt ja für die alte, halbblinde Nachbarin, und das läßt der liebe Herrgott gewiß gelten. Momentan strickt sie übrigens auch nicht, sondern sie liest. Ein Andachtsbuch scheint's nicht zu sein, aber sonst was Erbauliches doch; der feine, auf volles Einverständnis mit dem Gelesenen schlichen lassende Zug um den Mund verrät uns dergleichen. Vielleicht „kriegen sie sich eben“ nach langem, schlimmem Hangen und Bangen; vielleicht verläßt „er“ sogar Vater und Mutter und folgt ihrem Herzallerliebsten nach, wie es auch wieder in der heiligen Schrift steht.

Es ist doch was Behagliches um so ein Sonntagsruhefindchen; und über der still-bewegten Leseerin da lächeln sicherlich die Engel:in.

Opossum mit Jungen im Zoologischen Garten in Leipzig.

Die weißköpfige Beutelratte, eine Alte mit neun Jungen, in Mexiko Tlaquatin, von den Engländern Nordamerikas Opossum, von den Franzosen Louisianas Rat des bois genannt (Videlphis virginiana), welche unsere Abbildung zeigt, ist nach dem Leben im Leipziger Zoologischen Garten gezeichnet worden. Wenn das Opossum auch kein seltenes Tier ist, wird es doch wohl wenig bekannt sein, wie komisch so eine kleine Familie aussehen kann; denn junge Opossums sind erstens selten in unsern zoologischen Gärten zu sehen, und zweitens kann man sie nur nachts beobachten, denn den ganzen Tag verkrüppeln sie sich und schlafen, und erst nachts laufen sie herum, in der Wildnis auf Raub ausgehend.

Diese Beutelratte hat viel Ähnlichkeit mit einer Ratte, daher auch ihren Namen; sie hat die Größe einer Hauskatze und ist die größte Art ihrer Gattung. Die Merkmale sind: langer, großer Kopf, hervortretende schwarze Augen, Mund sehr tief gespalten. Die Ohren sind fast nackt, dünnhäutig, sehr zart, beinahe durchscheinend. Hals kurz und dick, Leib wenig gestreckt, schwerfällig. Beine kurz, Füße voneinander getrennt. Die Hinterfüße mit einem den Behen entgegensetzbaren Daumen versehen und durch kurze Spannhaut verbunden. Kurze, starke Krallen, wenig gekrümmt und spitz. Schwanz ziemlich dick, fahl, rund und spitz. Die Behaarung ist ziemlich lang, aber das Licht: weiche Wollhaar ragt das viel längere feste Grannen-

haar hervor. Schnauze sehr lang. Das Wollhaar ist weich mit rotbraunen Spitzen, das Grannenhaar ist an der Spitze weich. Das ganze Tier sieht schmutzig-grau aus, nur der Kopf ist weiß. Die Länge beträgt 1 Fuß 6 Zoll, der Schwanz 11 $\frac{1}{4}$ Zoll, die Höhe 8 Zoll. Das Vaterland ist Nordamerika; das Opossum hält sich in Wäldern und Gebüsch auf und vermeidet offene Gegend; mit großer Sicherheit klettert es in den Baumkronen umher, wobei der Kollschwanz ihm sehr zu statten kommt. Auf der Erde ist es nicht so geschickt. Es ist ein nächtliches Tier, am Tage schläft es in Erdhöhlen und hohlen Stämmen, zur Nachtzeit geht es auf Wanderung und Raub aus. Die Nahrung des Opossum besteht aus Vögeln, Eiern und kleinen Säugetieren; dem Geflügel ist es sehr gefährlich. Unser Bild zeigt, wie die Alte von der Jagd zurückkommt; sie hat eine Fasanerie überfallen, dort einen noch jungen Königsfasan erbeutet, und bringt die Beute ihren Jungen, die ihr schon aus einer Erdhöhle entgegenlaufen. Einige lassen sich noch ein Stück von der Alten tragen, fassen mit den Behen im Fell der Mutter fest und wickeln ihren Schwanz um den der Alten. Wenn man diese Tiere nachts beobachtet, kann man das oft sehen. Bei ihren Raubzügen werden diese Ratten fast ausschließlich durch den Geruchssinn geleitet, die übrigen Sinne sind sehr wenig entwickelt. Sie besitzen eine außerordentliche Lebensfähigkeit. Das Weibchen wirft 4-6, selbst 12-16 Junge, welche nach der kurzen Tragezeit von 14 Tagen in den Beutel wandern, wo sie sich an den Zigen festsaugen. 40 Tage bleiben sie darin und kommen dann ziemlich ausgebildet heraus.



Deutschland: Preussisches Jägerbataillon mit seinen Kriegs- und Sanitätshunden.

Der Kriegshund im internationalen Dienst.

Von Dr. Karl Ruz.

Angesichts der furchtbaren Wirkung unserer neuesten Feuerwaffen, die höchst wahrscheinlich binnen unserer Zeit selbst das Pferd (die Reiterei) für den Krieg wertlos machen dürften, sollte man glauben, daß der Hund im Kriegsdienst wohl kaum mehr eine thatsächliche, wichtige Bedeutung haben könne. Aber von vornherein ist und bleibt er von hervorragendem Wert, nämlich im Dienst des Roten Kreuzes. Hier, wo er in schwieriger Deckung, in gebirgigen oder kumpfigen Strichen mit Schluchten und Felspalten, bestanden von dichtem Unterholz und Gestrüpp, in der Aufsuchung der Schwerverwundeten thätig ist, verdient er es in der That, als eines der allerwichtigsten Kriegshilfsmittel angesehen zu werden. Ja, man sollte ihn, ganz ebenso wie alle übrigen Träger jenes humanen Friedenszeichens, förmlich heilig halten, und es wäre in der That dringend zu wünschen, daß die Hunde, welche das rote Kreuz tragen, ausschließlich für den Sanitätsdienst abgerichtet und dann durch internationale Vereinbarung auch sicher geschützt werden.

Nun freilich begnügt sich die Militärbehörde mit diesem Dienst des Kriegshundes keineswegs; sie sucht ihn vielmehr auch noch in mehrfacher anderer Hinsicht nutzbar zu machen, indem sie ihn zu verschiedenartigen Berrichtungen sachgemäß abrichtet läßt. Auf dem Vorpostendienst, wiederum in ungünstiger Deckung, wo der einsam postenstehende Soldat selbst bei äußerster Wachsamkeit angegriffen und überfallen werden kann, wie dies ja namentlich seitens der Eingeborenen in fremden Weltteilen dem Europäer gegenüber geschieht, doch auch bei uns immerhin möglich ist, erscheint der gut abgerichtete Kriegshund vermöge seiner scharfen Sinne, vornehmlich des Geruchs, dann aber auch des Gehörs, geradezu von unermehlicher Bedeutung. Er nimmt die Annäherung der Feinde wahr, selbst wenn der Mensch noch gar keine Ahnung hat und haben kann. Hier darf der gut abgerichtete Kriegshund dann aber seine Wahrnehmung nicht durch Gebell kundgeben, sondern nur durch Knurren, ausdrucksvolles Gebärdenspiel und Schwanzwedeln, wozu er vortrefflich angeleitet werden kann.

In dem vorhin erwähnten Terrain kann der Kriegshund sodann namentlich auch zum Schutz von Schleichpatrouillen brauchbar sein, und ebenso verwendet man ihn zum Spionendienst, wobei ein kluger, entsprechend abgerichteter Hund allerdings viel wirksamere Dienste leisten kann als der betreffende Mensch. Auch gegen Hinterhalt und Ueberfall vermögen Kriegshunde die von ihnen begleitete Truppe zu bewahren. Nicht minder wichtig ist ferner die Verwendung des Kriegshundes zur Beförderung von Nachrichten, Meldungen und andern zwischen der äußersten Feldwache und dem Führer der Vorpostencompagnie. Hier vermag ein guter Kriegshund sich wohl bis auf erstaunliche Nähe an den feindlichen Vorposten vorüber durchzuschleichen und zu seinem Ziel zu gelangen, und dann kann er den auf ferner Feldwache stehenden Soldaten nicht bloß Nachrichten, sondern auch Munition überbringen, und gerade dies letztere dürfte nicht eine am wenigsten bedeutungsvolle Hilfe im Krieg sein.

So haben denn alle großen Kriegsvölker Europas den Kriegshund in ihren Dienst gezogen: Deutschland, Frankreich, Oesterreich einschließlich Bosnien, Rußland, Italien — und unsere Bilder zeigen nicht allein die verschiedenartige, wechselnde Verwendung, sondern auch die mannigfaltigen Rassen der dazu benutzten Hunde.

Am meisten wird für den Kriegsgebrauch der Schäferhund im allgemeinen verwendet. Deutschland hat dazu vorzugsweise den schottischen Schäferhund oder Collie ausgewählt, und neben diesem auch den heimischen Schäferhund und den pommerischen Spitz und andre, die freilich als Mischlingsrassen sehr verschiedenartige Tiere liefern. Der schottische Schäferhund von reiner Rasse ist ein hochentwickeltes Tier, das bei aller Intelligenz doch den Vorteil zeigt, auch naturwüchsig, kräftig, lerngefund, ausdauernd und noch keineswegs ver-



Rußland: Soldat mit Kriegshunden.



Frankreich: Der Kriegshund als Depeschenüberbringer nach den Vorposten.

weicht und entartet zu sein. Die Franzosen benutzen vorzugsweise Pudel und Terrier, die andern Kriegsvölker Schäferhunde in verschiedenen Spielrassen, doch auch diese oder jene von den verschiedenen Sporthunderassen. Am vorteilhaftesten zur Abrichtung als eigentliche Kriegshunde dürften sich übrigens hauptsächlich Mischlinge, die man von den kleineren Rassen, namentlich Spitz und Schäferhunden, heranziehen muß, ergeben, ganz ebenso wie ja auch die vortrefflichsten Brieftauben, bezüglich Kriegstauben, Mischlingsrassen sind.

Die Abrichtung des Kriegshundes muß natürlich eine mannigfaltig verschiedene sein, je nach den besonderen Zwecken, für welche man ihn verwenden will. Im ganzen ist ja die derartige Dressur des intelligenten, geistig hochstehenden Hundes allbekannt, und ich brauche darauf hier also gar nicht näher einzugehen. Man hat behauptet, daß der Hund, ebenso wie der Mensch, Furcht und Entsetzen empfinde beim Donner der Kanonen und beim Geknatter der Flintenschüsse; aber dies gilt für diesen wie für jenen doch keineswegs mehr, sobald sie entsprechend abgerichtet,



Deutschland: Abrihtung des Kriegshundes.

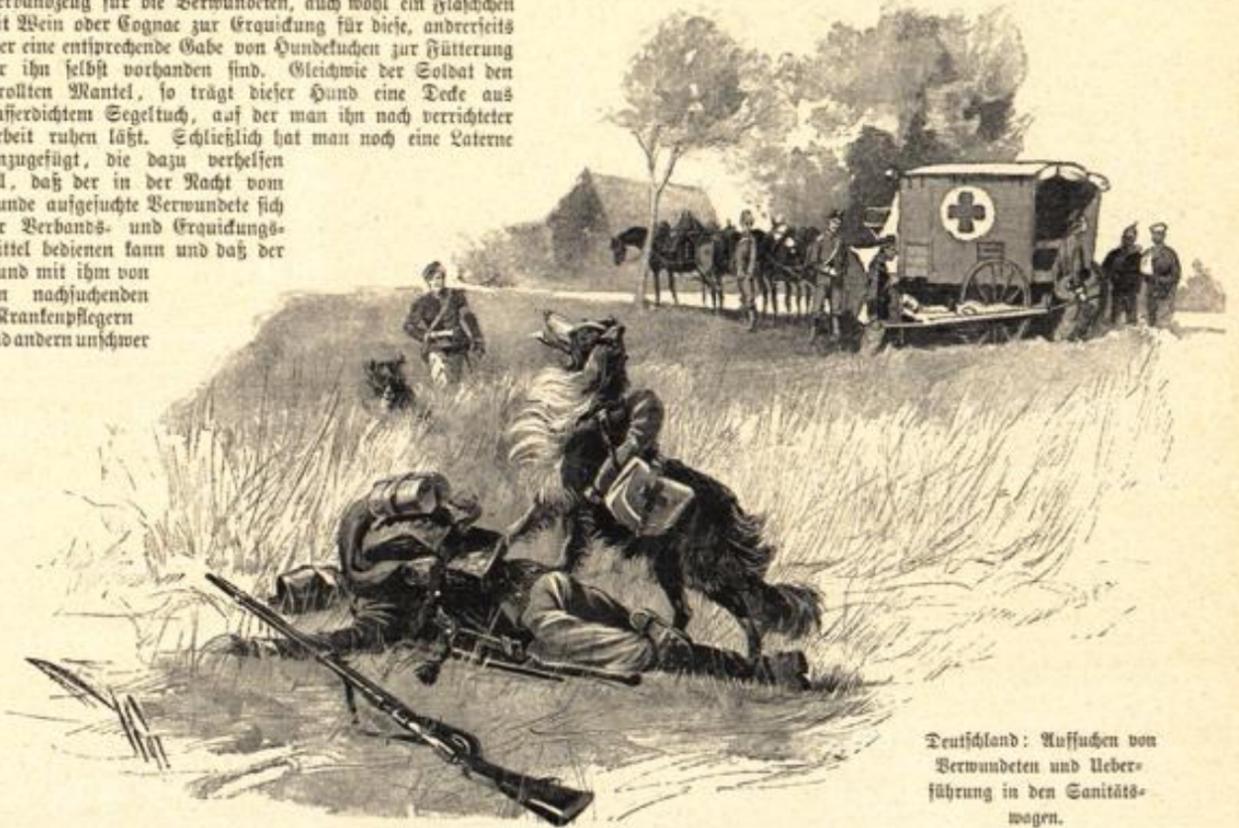
bezüglich einbezogen sind. Ist der Hund, zumal von Jugend auf, an das berartige Kriegsspiel gewöhnt, so thut er auch im mörderischen Feuer und selbst, wenn er verwundet worden, unbedeutend seinen Dienst. Nicht die Abrihtung allein, sondern auch die Ausrüstung muß selbstverständlich der Verwendung des Kriegshundes entsprechen. Und nun komme ich zu einem der allerwichtigsten Punkte in der Verwendung des Hundes im Krieg überhaupt.

Es ist wirklich dringend zu wünschen, daß man durchaus unterscheidet zwischen dem eigentlichen Kriegshund und dem Sanitätshund im Dienst des Roten Kreuzes. Geschicht und wird der letztere unter internationalen Schutz gestellt, so wird der eigentliche Kriegshund zugleich aufs beste entlastet. Er kann dann so lose und unbehindert wie möglich für seinen Dienst ausgeschickt werden. Dazu bedarf er bloß des ganz glatt umgelegten metallenen, mit Leder überzogenen, starken Halsbandes, welches innen hohl ist, also den Behälter zur Aufnahme der Depeschen enthält, mit möglichst sicherem Schloß, zu welchem je ein Schlüssel in der Hand des Abhenders und Empfängers sich befinden muß. An diesem Halsband darf am zweckmäßigsten auch nicht einmal eine Leine für die Leine, an welcher der Hund zeitweise geführt wird, befestigt sein, weil er an dieser nur zu leicht in dem zu durchkriechenden Gesträuch hängen bleiben kann. Er braucht auch nicht die Leine mit sich zu tragen, denn für ihn kann eine solche ja an den Endpunkten seines Dienstes bereit gehalten werden. Nur in entsprechenden Fällen muß ihm die Tasche mit Munition umgeschmalt werden, und dann kann ein

mittelgroßer Hund wohl mehrere Hundert Patronen nach den Vorposten hinaustragen.

Ganz anders muß natürlich der Sanitätshund ausgerüstet sein. Er hat gleichfalls ein Halsband, aber mit Ring, an welchem er vermittelst Lederriemens geführt wird. An jeder Seite trägt er eine an Rückenriemen und Bauchgurt hängende Tasche aus wasserdichtem Segeltuch, in welchen einerseits Verbandzeug für die Verwundeten, auch wohl ein Fläschchen mit Wein oder Cognac zur Erquickung für diese, andererseits aber eine entsprechende Gabe von Hundeluchen zur Fütterung für ihn selbst vorhanden sind. Gleichwie der Soldat den gerollten Mantel, so trägt dieser Hund eine Decke aus wasserdichtem Segeltuch, auf der man ihn nach verrichteter Arbeit ruhen läßt. Schließlich hat man noch eine Laterne hinzugefügt, die dazu verhelfen soll, daß der in der Nacht vom Hunde aufgesuchte Verwundete sich der Verbands- und Erquickungsmittel bedienen kann und daß der Hund mit ihm von den nachsuchenden Krankenpflegern und andern unschwer

Tiermaler Jean Bungartz in Lehenich a. Rh. Er hatte es versucht, Einfluß bei der deutschen Kriegsleitung zu gewinnen, und man hat seine Dienste für das Kriegshundewesen denn auch sowohl in Deutschland wie in Oesterreich-Ungarn seitens der

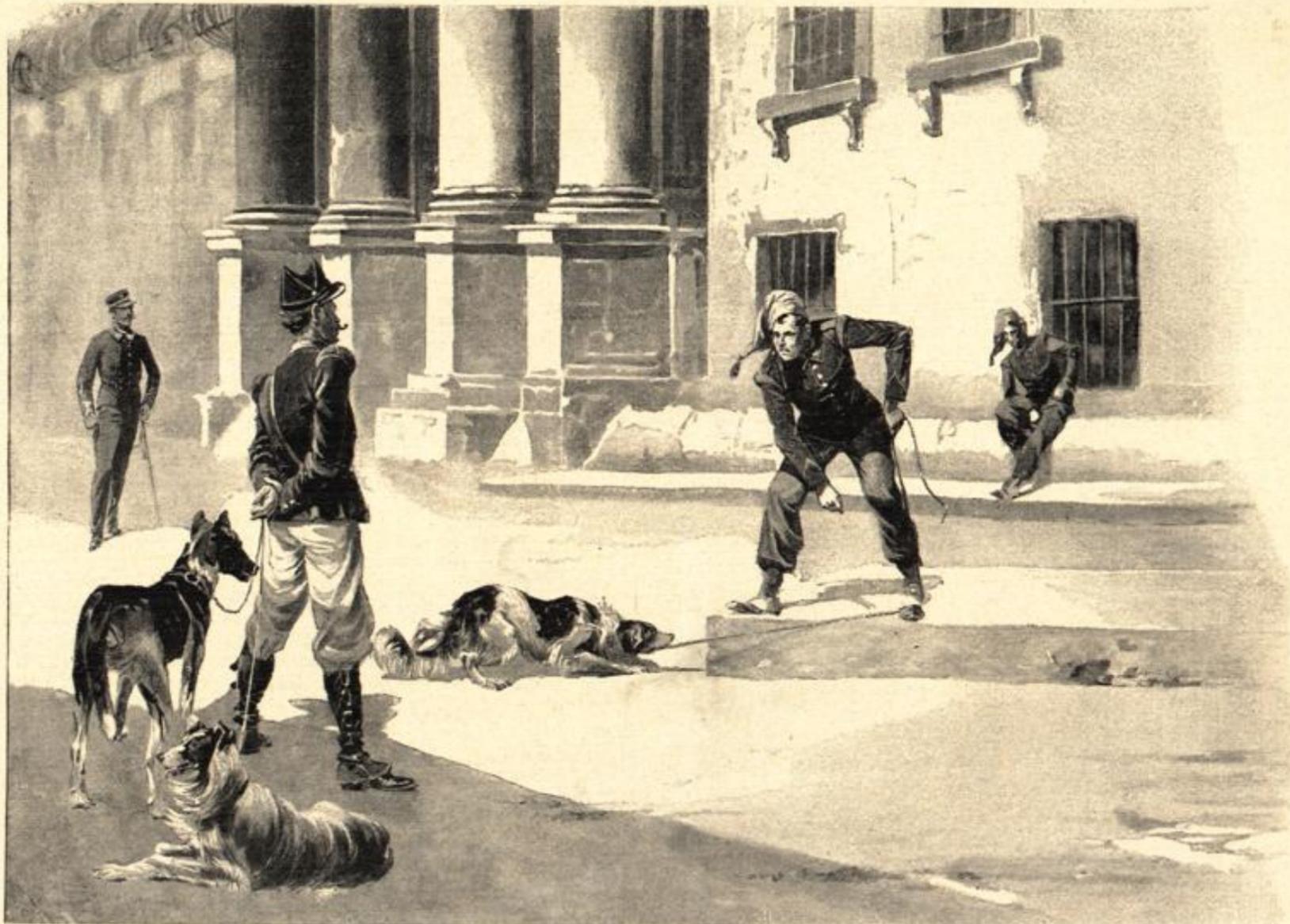


Deutschland: Auffuchen von Verwundeten und Ueberführung in den Sanitätswagen.

aufgefunden werde. Diese ganze Belastung des Hundes darf aber natürlich nicht zu schwer sein, sondern im ganzen nur fünf Kilo wiegen. Keinenfalls darf der Sanitätshund ein Depeschenbehältnis haben, um seinerseits Nachrichten zu überbringen.

Zu den Menschenfreunden, die sich zu allererst und bis zur Stunde um die sachgemäße Abrihtung, Ausrüstung und Einföhrung des Sanitätshundes bemüht haben, gehört der bekannte

Kriegsministerien angenommen. Bedauerlicherweise aber glaubt die deutsche Kriegsbehörde sich nur mit der Abrihtung, bezüglich Verwendung der eigentlichen Kriegshunde befassen zu müssen, während sie die Beschaffung, Abrihtung, Verwendung der Sanitätshunde den Vereinen vom Roten Kreuz überläßt. Da aber bei diesen letzteren die Hilfsmittel schon für die übrigen eigentlichen Sanitätszwecke kaum ausreichend sind, so hat man



Italien: Abrihtung der Kriegshunde durch die Bersagliere.

Unter dem roten Kardinal.

Schicksale eines Abenteurers.

Von

S. J. Weyman.

(Fortsetzung.)

6

So kam ich über die Brücke und stolperte durch das Gebüsch; immer noch wie im Fieber. Plötzlich aber begann etwas meine umschleierten Sinne zu durchdringen — ein heiserer, unartikulierter Schrei, bald tief, bald entsetzlich schrill; ein Schrei, der

liche Schreien, das jetzt an meine Ohren drang, erfüllte mich — vielleicht weil ich allein war und noch ganz unter dem Eindruck von Mademoiselles Gegenwart stand — mit unaussprechlichem Ekel. Der ganze Wald, obwohl die Sonne noch nicht untergegangen, schien sich mir zu verdunkeln. Ich lief fluchend weiter, so schnell ich konnte, bis die elenden Hütten des Dorfes in Sicht kamen. Wieder ertönte, die Luft durchzitternd, ein markerschütternder Schrei, und jetzt hörte ich auch die Peitsche auf den entblößten Rücken sausen und sah im Geiste den Stummen, wie er stöhnend an seinen Fesseln zerrte. Im nächsten Augenblick war ich auf der Straße, und während der Schrei noch einmal die Luft durchriß, lief ich um die Ecke des Gartenhauses herum und stand vor ihnen. Ich sah nicht auf ihn, aber ich sah Rittmeister Larolle und den Lieutenant und einen Ring von Soldaten, und einen Mann mit bloßen Armen, der die Riemen der Peitsche durch seine Finger gleiten ließ — und von den Riemen tropfte Blut. Und als ich das sah, war es um meine Selbstbeherrschung geschehen — die Wut, die ich unterdrückt hatte, als der Lieutenant mich beleidigte, die Leidenschaft, die Mademoiselles Schmerz in meiner Brust entfacht hatte, brachen jetzt vereint mit furchtbarer Gewalt los. Mit einem Satz durchbrach ich die Reihe der Soldaten und versetzte dem Mann mit der Peitsche einen Faustschlag zwischen die Schultern, daß er atemlos zu Boden stürzte; dann wendete ich mich gegen die Führer.

„Ihr Bestien!“ schrie ich sie an. „Ihr Feiglinge! Der Mensch ist ja stumm! Wenn ich nur zehn Mann hier hätte, würde ich euch und euer Gefindel zum Dorf hinausjagen. Noch einen Schlag, und ich will sehen, wer stärker ist — ihr oder der Kardinal!“

Der Lieutenant starrte mich wutschnaubend an. Ein paar Soldaten legten die Faust an den Säbel, aber keiner rührte sich von seinem Platz, und nur der Rittmeister sprach:

„Hölle und Teufel!“ fluchte er. „Was soll das heißen? Sind Sie verrückt, Herr?“

„Verrückt oder nicht,“ schrie ich, rasend vor Wut, „noch ein Schlag, und ihr sollt es büßen.“

Einen Augenblick blieb alles starr vor Erstaunen. Dann, zu meiner Ueberraschung, begann der Rittmeister plötzlich zu lachen, laut zu lachen.

„Sehr heroisch,“ sagte er, „wirklich großartig, Sie fahrender Ritter. Aber Sie kommen leider zu spät.“

„Zu spät!“ rief ich ungläubig.

„Ja, zu spät,“ erwiderte er mit spöttischem Lächeln. Auch der Lieutenant grinste. „Leider hat der Mann eben gestanden. Wir haben ihm nur noch ein paar Extraschläge gegeben, um seinem Gedächtnis etwas nachzuhelfen und uns die Mühe zu ersparen, nochmal von vorn mit ihm anfangen zu müssen.“

„Das glaube ich nicht,“ sagte ich barsch — aber ich war vor Enttäuschung wie aus den Wolken gefallen. „Der Mensch kann ja nicht

sprechen.“

„Nein, aber er hat es doch fertig gebracht, uns begrifflich zu machen, daß er uns zu der gewünschten Stelle führen will,“ sagte der Rittmeister trocken, „und das war's ja, was wir haben wollten. Die Peitsche hat ihm zwar keine Zunge, aber doch Verstand gegeben, sehen Sie? Und was mehr ist, ich glaube, er wird sein Wort halten,“ fuhr er mit einem teuflischen Blick fort. „Er weiß recht gut, daß Ihre heroischen Anwendungen ihm nichts helfen werden, wenn er es nicht thut. Er ist ein rebellischer Hund; wir kennen ihn von früher her; und wenn's nötig ist, lasse ich ihn peitschen, bis ihm das Fleisch von den Knochen fällt — ja, bis man das Herz durch die Rippen schlagen sieht. Aber ich will meinen Willen durchsetzen — gerade Ihnen zum Trost, Sie verdammter Sinnischer!“

„Ruhig, ruhig,“ sagte ich ernüchert. Ich sah, daß er die Wahrheit sprach. „Will er Sie zu Herrn von Cocheforets Versteck führen?“

„Ja, das will er!“ versetzte der Rittmeister. „Haben Sie vielleicht etwas dagegen, Herr Spion?“

„Nichts,“ erwiderte ich. „Aber ich werde Sie begleiten, und in drei Monaten, wenn Sie dann noch am Leben sind, werde ich Sie für dieses Wort töten — hinter der Kaserne von Auch, Herr Rittmeister.“

Er wechselte die Farbe, aber antwortete doch ganz unerschrocken:

„Ich weiß nicht, ob Sie uns begleiten werden — das hängt doch wohl von uns ab.“

„Ich habe Ordre vom Kardinal,“ sagte ich ernst.



Bosnien: Spähende Kriegshunde im Gebirge.

sich dazu entschließen müssen, einen „Deutschen Verein für Sanitätshunde“ zu begründen. Zu seinen Mitgliedern gehören eine große Anzahl hervorragender Männer und Frauen, darunter besonders Offiziere und Sanitätsoffiziere, und als Gönner mit namhaften Jahresbeiträgen sind auch die Deutsche Kaiserin, der König von Württemberg, Großherzog von Baden und andre Fürstlichkeiten beigetreten. Da ja auch hier, wie bei so vielen derartigen Gelegenheiten, doch immerhin ein großer und bedeutungsvoller Teil der thatkräftigen Hilfe aus dem ganzen Volk herauskommen muß, so können wir diesem Verein nur ausdrücklich wünschen, daß er in freudigster Weise sich weiter entwickeln und die weiteste Verbreitung finden möge. Nähere Belehrung sowohl über die Sache an sich als auch über den Hund und seine Abzucht bieten die Bücher: „Der Kriegshund und seine Dressur“ und „Der Hund im Dienst des Roten Kreuzes“, beide von Jean Bungart (Verlag von A. Zwiemeyer in Leipzig).

Mit ganz besonderem Nachdruck sei es meinerseits schließlich nochmals hervorgehoben, daß es doch fragelos hochwichtig ist und im allgemeinen Interesse liegt, den Sanitätshunden die von den Kriegshunden durchaus geordnete Stellung zu geben und sie mit dem Zeichen des Roten Kreuzes unter den Schutz aller kriegsführenden Völker zu bringen.

Sinnsprüche.

Fange deine Herzenskultur nicht mit dem Anbau der edeln Triebe, sondern mit dem Ausschneiden der schlechten an. Ist einmal das Unkraut verweilt oder ausgezogen, dann richtet sich der edlere Blumenstiel von selber kräftig in die Höhe. Jean Paul.

Hiersein und Dortsein, Leben und Ewigkeit, alles ist eins; alles ein Ganzes, ohne Unterbrechung. Wäre der Blick meines Auges scharf genug, ich würde in dem kleinen Samen Korn, welches ein schwacher Grassalm verdeckt, schon die Riesentanne erblicken, welche nach hundert Jahren ein ganzes Thal überschattet. Alles ist Fortschreiten, alles ist Entwicklung. Zichotte.

den ganzen Wald zu erfüllen schien. In kurzen Zwischenräumen hörte ich ihn wieder und immer wieder, und die stumme Pein, die darin lag, das ohnmächtige Ringen, die unaussprechliche Qual, ließ mir das Blut in den Adern erstarren. Ich bin ein Mann und habe manches gesehen. Ich habe gesehen, wie die Concini enthauptet wurden, und zehn Jahre später Chalais — vierunddreißigmal mußte der Scharfrichter zuschlagen, bis sein blutiges Werk vollbracht war; und als Knabe bin ich aus der Schule weggelaufen, um von der Ferne zuzusehen, wie Ravaillac von wilden Pferden zerrissen wurde — das war im Jahr zehn. Aber das entsetz-



Deutschland: Ausrüstung des Kriegshundes. Tasche mit Verbandzeug, gerollte Decke, Halsband mit Schältnis für Derselben.

„Vom Kardinal?“ rief er. Er schäumte vor Wut bei Nennung des Namens. „Den Kardinal soll der —“ Aber schnell wie der Blitz legte ihm der Lieutenant die Hand auf den Mund.

„Still!“ rief er. Dann in ruhigerem Ton: „Entschuldigen Sie, Herr Rittmeister; Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Soll ich Befehl geben, in Reih' und Glied zu treten?“

Der Rittmeister nickte mürrisch.

Der Lieutenant wendete sich zu dem Gefangenen. „Bindet ihn los!“ befahl er in seiner rauhen, monotonen Stimme. „Werft ihm seine Jacke über und seffelt ihm die Hände. Und ihr zwei, Paul und Lebrun, bewacht ihn; du, Michel, nimm die Peitsche mit, sonst vergißt er, wie sie schmeckt. Und Ihr, Sergeant, wählt vier zuverlässige Männer aus — die übrigen schießt in ihre Quartiere.“

„Sollen wir die Pferde mitnehmen?“ fragte der Sergeant.

„Ich weiß nicht.“ brummte der Rittmeister. „Was meint der Kerl dazu?“

Der Lieutenant trat an ihn heran.

„Höre mich an!“ sagte er grimmig. „Nide, wenn du Ja' meinst, und schüttle den Kopf, wenn du Nein' meinst. Aber hüte dich, zu lügen. Ist es weiter als eine Meile bis zu der Stelle?“

Sie hatten den Unglücklichen losgebunden und seinen Rücken bedeckt. Er stand noch immer leuchtend mit der Schulter an die Wand gelehnt, und der Schweiß rann ihm über die hohlen Wangen. Seine eingefunkenen Augen waren geschlossen, und ab und zu durchlief ein Zittern seinen ganzen Körper. Der Lieutenant wiederholte seine Frage, und als er keine Antwort erhielt, sah er sich nach seinem Vorgesetzten um. Dieser fing den Blick auf, und den Halbbohnmächtigen roh anschreiend: „Antworte, störrisches Vieh!“, schlug er ihm mit seiner Reitgerte über den Rücken. Die Wirkung war eine furchtbare. Obwohl seine Schultern bedeckt waren, sprang er mit einem entschlichen Schmerzenseufel in die Höhe, reckte sein Kinn nach oben und bog den Rücken ein; in dieser Stellung verharrte er mehrere Sekunden, dann sank er wieder gegen die Mauer, und seine Lippen zuckten wie im Krampf. Sein Gesicht war aschfahl.

„Donnerwetter! Ich glaube, wir sind zu weit gegangen!“ knurrte der Rittmeister.

„Wein her!“ rief der Lieutenant. „Schnell!“

Voller Entrüstung und mit einiger Besorgnis nebenbei sah ich dem allem zu. Wenn der Mensch sie zu dem Versteck führte und es ihnen gelang, Cocheforet zu verhaften, so war die Angelegenheit für mich erledigt. Ich hatte dann nichts mehr damit zu thun und konnte das Dorf verlassen, wann ich wollte. Es war auch nicht anzunehmen, daß der Kardinal — nachdem er seinen Mann hatte, wenn auch nicht durch mich — sich weigern würde, mich zu begnadigen. Alles in allem erschien es mir wahrscheinlich, daß ihm dieser Verlauf der Dinge nicht unangenehm sein würde, und indem ich diesen Ausgang annahm, begann ich darüber nachzudenken, ob es in dem Fall notwendig sein würde, Mademoiselle die Wahrheit zu gestehen. Ich hatte eine Art Vision von einem gebesserten Beraukt, der nie mehr einen Würfel anrührte und fern von Zaton ein anständig Leben führte, von einem Beraukt, der sich vielleicht im italienischen Krieg auszeichnen würde und schließlich — aber, pah! Ich war ein Narr!

Jedoch, mochte dem nun sein, wie ihm wollte, jedenfalls war es unumgänglich notwendig, daß ich bei der Verhaftung zugegen war; ich wartete daher geduldig, bis sie den Gemarterten wieder ins Leben zurückgerufen und ihre Anordnungen getroffen hatten. Dies nahm einige Zeit in Anspruch, so daß die Sonne untergegangen war und es bereits zu dunkeln begann, als wir abmarschierten, Clon voran, von seinen beiden Wächtern gestützt, dahinter der Rittmeister und ich, Seite an Seite, einander mißtrauisch betrachtend, und als Nachtrab der Lieutenant mit dem Sergeanten und fünf Soldaten. Clon kam nur langsam vorwärts und stöhnte von Zeit zu Zeit tief auf; seine Begleiter mußten ihn immer wieder aufrecht halten, sonst wäre er wer weiß wie oft zu Boden gesunken.

Er führte uns dicht am Gasthaus zwischen zwei Gärten hindurch, schlug einen kaum sichtbaren Pfad ein, der am Dorf entlang lief, und bog dann in den dichtesten Teil des Waldes ein. Nur ein einzelner Mensch, oder Kinder, oder Schweine konnten diese schmale Spur durch das Dickicht gebahnt haben. Das war das erste, was uns auffiel, und wir waren alle auf unsrer Hut. Der Rittmeister hielt seine Pistole in Bereitschaft, ich hatte meinen Degen gezogen und ließ kein Auge von meinem Begleiter. Je tiefer sich die Dämmerung über den Wald senkte, desto vorsichtiger drangen wir vor, bis wir plötzlich ganz unerwartet auf einen breiteren, helleren Pfad stießen.

Ich blickte mich nach allen Seiten um und sah hinter mir eine Menge Baumstämme, vor mir eine Holzbrücke und eine Wiese, die kalt und grau im Zwielicht dalag. Erstaunt blieb ich stehen — wir waren

auf dem alten Weg nach dem Schloß! Ich zitterte bei dem Gedanken, daß er uns dorthin, nach dem Hause, zu Mademoiselle führen würde!

Auch der Rittmeister erkannte die Stelle wieder und fluchte laut vor sich hin. Der Stumme jedoch ging unbekümmert weiter, bis er an die Holzbrücke kam. Dort blieb er plötzlich stehen und sah nach den dunkeln Umrissen des Hauses hinüber, die gerade noch zu erkennen waren. Nur im westlichen Flügel brannte trüblich ein einsames Licht. Als der Rittmeister und ich von hinten an ihn herantraten, sahen wir, wie er seine gerungenen Hände gegen das Haus erhob.

„Nimm dich in acht!“ brummte der Rittmeister. „Mach mir keine Geschichten, sonst —“

Er vollendete den Satz nicht, denn gleich trat Clon, als ob er seine Ungeduld begreifen konnte, von der Brücke zurück und begann, links in den Wald einbiegend, das Ufer des Flusses hinaufzusteigen. Wir waren noch keine hundert Schritte gegangen, als der Boden uneben und das Gestrüpp dichter wurde, aber es lief doch ein schmaler Pfad hindurch, der es uns ermöglichte, trotz der Dunkelheit vorwärts zu kommen. Sehr bald hob sich das Ufer, an dem wir entlang schritten, höher und höher und wurde steil und steinig. An einer Biegung des Flusses schwenkten wir ab und sahen uns plötzlich vor der Mündung einer kleinen Schlucht, deren schroff abfallende Wände uns dunkel entgegenstarrten, während aus der Tiefe das Brausen des Wassers über Felsen und durch Klüfte zu uns heraufdrang. Der Abhang, auf dem wir standen, bildete hier eine niedrige Klippe, unter welcher sich lang hinziehend ein ganz schmaler Vorsprung undeutlich sichtbar wurde.

„Ich wette, eine Höhle.“ murmelte der Rittmeister. „Das sieht mir ganz so aus.“

„Ein fataler Platz!“ erwiderte ich höhlich. „Ein einzelner Mann könnte sich hier stundenlang gegen zehn Gegner halten.“

„Wenn die zehn keine Pistolen hätten — ja!“ antwortete er gereizt. „Aber wir haben eben welche. Geht's dort entlang?“

Es ging dort entlang. Sobald dies festgestellt war, wendete sich Larolle zu seinem Kameraden.

„Lieutenant,“ sagte er mit leiser Stimme, obgleich das Lärmen des Wassers unter uns jedes andre Geräusch verschlang, „was meinen Sie? Sollen wir erst die Laternen anzünden, oder bei dem bißchen Tageslicht gleich vorgehen?“

„Gleich vorgehen, meine ich, Herr Rittmeister,“ antwortete der Lieutenant. „Geht ihm eins in den Rücken, wenn er zögert. Ich möchte wetten,“ setzte der rohe Mensch hinzu, „daß er da ein paar empfindliche Stellen hat.“

Der Rittmeister gab den Befehl, und wir gingen weiter. Es war nun klar, daß der Pfad an der Klippe entlang zu unserm Ziel führen sollte. Wir sahen ihn jetzt deutlicher vor uns liegen, wie er sich abwechselnd zwischen Felsblöcken und durch Buschwerk hindurchwand, und obwohl Clon nur langsam und unter vielem Stöhnen vorwärts kam, erreichten wir ihn doch in zwei Minuten. Er war, in der Nähe betrachtet, gar nicht so gefährlich, als er von der Ferne aussah. Der mit Gras bewachsene Rand neigte sich ein wenig nach außen und war stellenweise etwas schlüpfrig, aber er war beinahe so breit wie eine Landstraße und nur etwa dreißig Fuß über dem Wasser. Sogar in dem unsicheren Licht, das jetzt herrschte und die Tiefe größer erscheinen und unsichtbare Gefahren in der Schlucht vermuten ließ, hätte eine ängstliche Frau hier ruhig gehen können. Ich dachte daran, wie oft wohl Mademoiselle mit ihrem Milchkrug da entlang gegangen sein mochte.

„Ich glaube, jetzt haben wir ihn,“ murmelte der Rittmeister, seinen Schnurrbart drehend, und wendete sich um, um seine letzten Anordnungen zu treffen. „Paul und Lebrun, gebt acht, daß euer Mann keinen Darm macht. Sergeant, kommt mit euerm Karabiner vor, aber schießt nicht, ehe ich es befehle. Und nun ruhig, alle. Lieutenant, kommen Sie näher heran. Vorwärts!“

Nachdem wir, die Klippe links liegen lassend, etwa hundert Schritt vorgerückt waren, sahen wir uns einer Höhlung gegenüber, die sich wie ein schwarzer Fled von dem grauen Einerlei der Felsen abhob. Der Gefangene blieb stehen und deutete mit seinen gefesselten Händen darauf hin.

„Dort?“ flüsterte der Rittmeister vortretend. „Ist das der Ort?“

Clon nickte. Die Stimme des Rittmeisters zitterte vor Aufregung.

„Paul und Lebrun, ihr bleibt mit dem Gefangenen zurück,“ sagte er leise. „Sergeant, Ihr begleitet mich. Seid ihr bereit? Vorwärts!“

Bei diesen Worten gingen er und der Sergeant schnell an beiden Seiten an Clon und seinen Wächtern vorbei. Der Weg wurde hier enger, und der Rittmeister ging an der Aßenseite. Aller Augen bis auf zwei waren auf den schwarzen Fled gerichtet, auf die

Höhlung zwischen den Felsen. Wir erwarteten jeden Augenblick — ich weiß nicht was — einen Schuß oder den plötzlichen Angriff eines Verzweifelten, und so sah keiner, was eigentlich geschah.

Im Moment, wo der Rittmeister an ihm vorüberging, hatte Clon seine Wächter beiseite gestoßen und, mit einem Satz seitwärts springend, den Rittmeister mit seinen losgerissenen Armen umklammert und ihn laut schreiend bis dicht an den Abgrund gezerrt.

Alles in wenigen Sekunden! Ehe wir noch recht zur Besinnung kamen, schwankten die beiden schon am Rande hin und her. In der Dunkelheit erschienen sie wie eine Gestalt. Der Sergeant, der zuerst seine Fassung wiedergewann, legte seinen Karabiner an, aber die Ringenden drehten sich so schnell umeinander — der Rittmeister fluchend und drohend, der Stumme still wie der Tod — daß der Sergeant sein Gewehr wieder absetzte, und von den Soldaten wagte keiner seinem Führer zu Hilfe zu eilen. Der Rand fiel hier steil ab und war schlüpfrig, die beiden schienen bereits mitten in der Luft zu ringen, und der Stumme war zu allem fähig.

Dieser Augenblick des Zögerns war verhängnisvoll. Clons lange Arme umklammerten die Arme des andern und preßten sie in seine Rippen hinein. Sein totenopfähnliches Gesicht grinste ihm haßerfüllt entgegen, seine knochigen Glieder hielten ihn wie eine Schlange umschlungen. Larolles Kraft ging zu Ende.

„Verdamme Bande! Warum helfst ihr mir nicht?“ brüllte er. Und dann „Gnade, Gnade!“ — ein letzter Schrei von seinen Lippen. Als der Lieutenant ihm zu Hilfe sprang, stürzten die beiden schon über den Rand und waren im Nu verschwunden.

„Mein Gott!“ schrie der Lieutenant entsetzt. Die Antwort war ein dumpfes Klatschen in der Tiefe. Er rang die Arme. „Wasser!“ stieß er hervor. „Schnell, Leute, klettert hinunter! Noch können wir ihn retten!“

Aber es war kein Pfad zu finden, die Nacht war inzwischen hereingebrochen, und die Nerven der Soldaten waren gelähmt.

Es blieb uns nichts andres übrig, als die Laternen anzuzünden und den alten Weg zurückzugehen. Als wir den dunkeln Fluß erreichten, der sich hier zu einem Teich erweiterte, waren die letzten Blasen von seiner Oberfläche, die letzten Wellen am Ufer verschwunden. Bei dem gelben Licht der Laternen sahen wir einen Gut schwimmen und dicht dabei einen Handschuh, drei Viertel unter Wasser. Das war alles. Die tödliche Umarmung des Stummen hatte kein Loslassen gelaut, sein Haß keine Furcht. Ich hörte später, daß am nächsten Tag, als man die Leichen fand, seine Finger in die Augenhöhlen des andern gekrallt, seine Zähne in dessen Hals geschlagen waren. Wenn je der Tod einem Mann süß war, so war er es hier.

Als wir langsam das dunkle Gewässer verließen, einige schauernd, andre sich betreuend, sah mich der Lieutenant an.

„Gott verdamme Sie!“ rief er plötzlich leidenschaftlich. „Ich glaube, Sie freuen sich.“

„Er hat sein Schicksal verdient,“ antwortete ich kalt. „Warum soll ich Mitleid heucheln? Es mußte ihn treffen — jetzt oder in drei Monaten. Und ich freue mich um des andern armen Teufels willen.“

Er starrte mich einen Augenblick an, sprachlos vor Wut. Endlich stieß er zwischen den Zähnen hervor: „Ich möchte Sie auch auspeitschen lassen!“

„Ich dachte, Sie hätten für einen Tag genug davon gehabt!“ versetzte ich. „Aber,“ fuhr ich verächtlich fort, „das kommt davon, wenn man Pöbel zu Offizieren macht. Hunde lieben Blut. Der Ochsentreiber muß etwas zum Peitschen haben, wenn er auch kein Vieh mehr hat.“

Bei diesen Worten erreichten wir — ein düsterer Zug — die kleine Holzbrücke. Er blieb stehen.

„Gut,“ erwiderte er mit einem gehässigen Blick. „Das giebt den Ausschlag. Sergeant, leuchtet mir. Ihr übrigen geht ins Dorf zurück. Jetzt, Herr Spion,“ fuhr er haßerfüllt fort, „Ihr Weg ist mein Weg. Ich will Ihnen Ihr Spiel schon verderben.“

Ich zuckte geringschätzig die Achseln, und wir gingen zusammen hinter dem Sergeanten her, der uns leuchtete, über die Wiese und durch das Thor, an welchem Mademoiselle mir die Hand geküßt hatte, und weiter hinauf den gespenstischem Gang durch die Rosenbüsche. Etwas beunruhigt überlegte ich mir, was der Lieutenant wohl vorhabe mochte und was er beabsichtigte. Bei dem unsicheren Licht der Laterne, das abwechselnd über uns und den Boden hinschleifte, konnte ich in seinem harten Gesicht nichts als entschlossene Feindschaft lesen. Er bog eben am Ende des Ganges ab nach der Hauptthür, als ich ein weißes Kleid neben der Steinbank am Hause flattern sah. Ich ging darauf zu.

„Mademoiselle!“ sagte ich leise. „Sind Sie da?“

„Clon?“ flüsterte sie mit zitternder Stimme. „Was ist's mit ihm?“

„Er hat ausgelitten,“ antwortete ich sanft. „Er ist tot — ja, tot, Mademoiselle, aber durch eignen Willen. Möge Ihnen das ein Trost sein.“



Das Benediktinerloster St. Michel in der Normandie.



Ansichtspostkarten aus Afrika.

Originalzeichnung von Johann Wägr.

Sie unterdrückte ein Schluchzen, und ehe ich noch mehr sagen konnte, tauchten der Lieutenant und der Sergeant mit der Laterne neben mir auf. Der erstere begrüßte Mademoiselle mit einer plumpen Verbeugung. Sie sah ihn schauernd an.

„Wollen Sie mich auch peitschen lassen, Herr?“ sagte sie leidenschaftlich. „Genügt es Ihnen nicht, daß Sie meinen Diener ermordet haben?“

„Im Gegenteil, er hat den Rittmeister ermordet.“ antwortete der Lieutenant in einem Ton, den ich nicht erwartet hatte. „Ihr Diener ist tot, aber mein Kammerad ebenfalls.“

„Rittmeister Larolle?“ murmelte sie, nicht ihn, sondern mich mit entsetzten Augen anstarrend.

Ich nickte.

„Wie kam das?“ fragte sie.

„Clon hat den Rittmeister und sich selbst in den Fluß gestürzt, oberhalb der Brücke.“ sagte ich.

Sie stieß einen leisen, scheuen Schrei aus und schwieg. Aber ihre Lippen bewegten sich; ich glaube, sie betete für Clon, obwohl sie eine Hugenottin war. Inzwischen hatte ich einen großen Schreck. Die Laterne, die der Sergeant in der Hand hin und her schwenkte, warf ihren unruhigen Schein bald auf die Steinbank, bald auf die Mauer dahinter und zeigte mir noch etwas anderes. Auf dem Sitz neben Mademoiselle, auf der Stelle, wo vielleicht eben noch ihre Hand geruht hatte, als sie, in die Dunkelheit hinauslaufend, wachend und zitternd dagefesselt hatte, stand ein Krug mit Essen. Neben ihr, an dieser Stelle, war das ein bededtes Zeugnis gegen sie, und ich bebte vor Angst, daß der Lieutenant oder der Sergeant ihn erblicken könnte.

Aber im nächsten Augenblick vergaß ich alles um mich herum. Der Lieutenant begann zu sprechen, und seine Worte klangen wie ein Todesurteil. Mein Hals war mir wie zugeschnitten, die Zunge klebte mir am Gaumen. Ich versuchte, Mademoiselle anzusehen, aber ich konnte es nicht.

„Es ist wahr, daß der Rittmeister tot ist.“ sagte er steif, „aber andre sind noch am Leben, und über einen derselben möchte ich Ihnen, Mademoiselle, mit Ihrer Erlaubnis, ein paar Worte sagen. Ich habe von diesem feinen Cavalier, Ihrem Freund, viel schöne Worte gehört. Er hat in den letzten vierundzwanzig Stunden fast nichts weiter gesagt als, ihr sollt und ihr sollt nicht! Er kam von Ihnen und sprach hochtrabende Worte, weil wir diesem stummen Halunken von Ihnen ein wenig die Peitsche zu kosten gaben. Er nannte uns Teufel und Bestien, und wäre er nicht gewesen, so glaube ich, daß mein Freund jetzt noch am Leben wäre. Aber als er vor wenigen Minuten sagte, daß er sich freue, freue — Gott strafe ihn! — da sah ich den festen Entschluß, mit ihm abzurechnen. Und das werde ich jetzt!“

„Was meinen Sie?“ fragte Mademoiselle, ihn gelangweilt unterbrechend. „Wenn Sie glauben, mich gegen diesen Herrn einnehmen zu können —“

„Gerade das will ich jetzt thun!“ antwortete er.

„Sie verschwenden nur Ihre Zeit!“ versetzte sie.

„Warten Sie ab, warten Sie ab, Mademoiselle, bis Sie alles gehört haben.“ sagte er. „Denn ich schwöre Ihnen, daß es keinen gemeineren Schurken, keinen elenderen, heimtückischeren Spion in der ganzen Welt giebt als dieser Mensch! Aber jetzt will ich ihn entlarven! Ihre eignen Augen, ihre eignen Ohren sollen Sie überzeugen. Ich bin nicht wählerisch, aber ich möchte mit diesem Elenden nicht zusammen essen, noch zusammen trinken, ich möchte nicht einmal mit ihm am selben Tisch sitzen! Ich würde lieber dem niedrigsten Soldaten in meiner Schwadron zu Dant verpflichtet sein als ihm! Ja, das würde ich, so wahr mir Gott helfe!“

Und der Lieutenant wendete sich verächtlich ab und spuckte auf den Boden.

Die Verhaftung.

So war es denn gekommen, und ich sah keinen Ausweg. Der Sergeant stand zwischen uns, und ich konnte ihn nicht niederschlagen. Und Worte fand ich nicht. Unzählige Male hatte ich mit Schrecken daran gedacht, wie ich Mademoiselle mein Geheimnis enthüllen sollte; aber ich hatte stets nur eine freiwillige Entdeckung im Sinn gehabt — ich selbst entlarvte mich vor ihr, und sie allein hörte mir zu. In dieser Freiwilligkeit und in diesem Alleinsein lag etwas, das die Schmach verringerte. Aber hier — hier war von Freiwilligkeit, von Alleinsein nicht die Rede — hier war nichts als Schmach. Stumm, verdammt, sprachlos stand ich vor ihren Augen — als der, der ich in Wirklichkeit war.

Und doch, wenn irgend etwas noch vermochte, mir Mut einzusößen, so war es Mademoiselles Stimme, als sie ihm antwortete:

„Fahren Sie fort, Monsieur.“ sagte sie gelassen, „Sie werden dann um so schneller zu Ende kommen.“

„Sie glauben mir nicht?“ erwiderte er. „Aber so sehen Sie ihn doch an! Sehen Sie ihn doch an! Wenn je Schande —“

„Monsieur.“ sagte sie schroff, aber ohne mich anzubliden, „ich würde mich schämen.“

„Aber Sie hören ja gar nicht weiter.“ versetzte der Lieutenant hitzig. „Nicht einmal sein Name ist wahr! Er heißt gar nicht Barthe. Er ist Verault, der Spieler, der Duelljäger, der Raufbold; wenn Sie von ihm —“

„Wieder unterbrach sie ihn.“

„Das weiß ich alles.“ sagte sie kalt. „Das weiß ich alles. Wenn Sie mir weiter nichts zu sagen haben, Monsieur, so können Sie gehen. Ja, gehen Sie!“ fuhr sie mit unäuglicher Geringschätzung im Tone fort, „und nehmen Sie das Bewußtsein mit, daß Sie sich außer meinem Abscheu auch noch meine Verachtung verdient haben.“

Er starrte sie einen Augenblick sprachlos an.

Dann rief er triumphierend: „O, ich habe aber noch mehr zu sagen! Ich vergaß, daß Sie sich aus dem andern wenig machen würden. Ich vergaß, daß ein Degenheld die Frauen immer auf seiner Seite hat. Aber ich habe noch mehr zu sagen. Wissen Sie das auch, daß ihn der Kardinal gebunden hat? Daß er aus demselben Grund hier ist wie wir — um Herrn von Cocheforet zu verhaften? Ja, wissen Sie auch, daß, während wir offen und ehrlich, wie es Soldaten zukommt, unsern Auftrag auszuführen suchen, dieser saubere Herr es vorgezogen hat, sich heimlich in Ihr und Madames Vertrauen zu schleichen, um dann an Ihren Thüren zu lauschen, um Ihnen nachzuspüren, auf irgend ein unbedachtes Wort zu lauern — ja, zu lauern, bis Sie eines Tages sich und den Mann verraten würden? Wissen Sie das auch, und daß all seine Freundschaft Lüge ist, Mademoiselle? Seine Unterstützung war der Köder, der Ihnen das Geheimnis entlocken sollte. Sein Zweck und Ziel — Blutgeld — Blutgeld! Mein Gott!“ fuhr der Lieutenant, hingerissen von seiner Leidenschaft, fort und zeigte mit dem Finger auf mich; sein Zorn, seine Entrüstung verwandelten den ganzen Menschen so, daß ich unwillkürlich einen Schritt zurückwich. „Sie sprechen zu mir, mein Fräulein, von Abscheu und Verachtung, aber was haben Sie für Worte für diesen da — für diesen Spion, diesen Denunzianten, diesen gemieteten Verräter? Oder zweifeln Sie immer noch an der Wahrheit meiner Worte, wollen Sie noch immer einen Beweis haben? Dann sehen Sie ihn nur an! Sehen Sie ihn nur einmal an!“

Er hatte recht, das zu sagen, denn stumm und verzweifelt, leichenblau vor Wut und Haß, stand ich da. Aber Mademoiselle sah mich nicht an. Sie blickte dem Lieutenant gerade ins Gesicht.

„Sind Sie zu Ende?“ sagte sie kalt.

„Zu Ende?“ stammelte er; ihre Worte, ihre Haltung wirkten einfach verblüffend auf ihn. „Zu Ende? Ja, wenn Sie mir glauben.“

„Ich glaube Ihnen nicht.“ antwortete sie stolz. „Wenn das alles ist, was Sie mir zu sagen hatten, so wiederhole ich Ihnen, mein Herr, daß ich Ihnen nicht glaube.“

„Dann sagen Sie mir nur eins.“ versetzte er nach einem Augenblick sprachlosesten Erstaunens. „Beantworten Sie mir eine Frage! Aus welchem Grunde glauben Sie, daß wir ihn hier lassen, wenn er nicht auf unserer Seite ist? Aus welchem Grunde glauben Sie, daß wir ihn in diesem verdächtigen Hause dulden, obgleich er uns beschimpfte und ärgerte, unsre Pläne durchkreuzte und jederzeit Ihre Partei nahm?“

„Er hat einen Degen, mein Herr.“ sagte sie mit feinem Spott.

„Himmel und Hölle!“ fluchte er wütend und schnippte mit den Fingern. „Nicht so viel gebe ich auf seinen Degen! Ich sage Ihnen, es geschah alles einzig und allein, weil er Befehle vom Kardinal hatte, wie wir; weil er ebensoviel Recht hatte, wie wir; weil wir nicht anders handeln konnten.“

„Wenn sich das so verhält, mein Herr, warum verraten Sie ihn jetzt?“ fragte sie.

Der Dieb sah. Er begann von neuem zu fluchen.

„Sie müssen verrückt sein!“ rief er, sie zornig anstarrend. „Können Sie denn nicht selber sehen, daß der Mann so ist, wie ich Ihnen sage? Sehen Sie ihn doch an! Hören Sie ihn doch an! Hat er auch nur ein Wort der Rechtfertigung?“

Noch immer sah sie mich nicht an.

„Es ist spät.“ erwiderte sie kalt, „und mir ist nicht ganz wohl. Wenn Sie mir sonst nichts zu sagen haben, mein Herr, sonst nichts, so bitte ich Sie, mich jetzt zu verlassen.“

„Mein Gott!“ rief er achselzuckend und knirschte vor ohnmächtiger Wut mit den Zähnen. „Sie sind wirklich verrückt! Ich sage Ihnen die Wahrheit, und Sie wollen mir nicht glauben. Nun, so tragen Sie dann die Folgen, mein Fräulein. Ich habe nichts mehr zu sagen. Aber Sie werden schon sehen!“

Und ohne ein Wort weiter zu sagen, von ihrer Festigkeit vollständig überwunden, grüßte er sie, befohl dem Sergeanten, ihm zu leuchten, und ging den Weg hinunter. Der Sergeant folgte ihm, die Laterne schwanke in seiner Hand hin und her.

Und wir zwei waren allein. Die Frösche quakten

im Teich, eine Fledermaus umkreiste uns; und das Haus, der Garten, alles lag still, in Dunkelheit gehüllt, wie in der Nacht, als ich zum erstenmal hierherkam.

Wollte Gott, ich wäre nie hierher gekommen — so schrie es auf in meinem Herzen. Wollte Gott, ich hätte dieses Weib nie gesehen, dessen Hoheit und Vertrauen eine ewige Schmach für mich waren. Ein Vorwurf, der mich jeden Augenblick, den ich in ihrer Nähe war, vor mir selbst aufs tiefste erniedrigte. Der Mann, der eben gegangen war, der rohe, ungebildete, brutale Soldat, der Menschenschinder, die Exerziermaschine — selbst er hatte meine Niedrigkeit herausgeföhlt, hatte Worte gefunden, sie zu verdammen. Was würde sie sagen, wenn sie die Wahrheit erkannte? Welche Gestalt würde ich dann vor ihren Augen annehmen? Wie würde sie dann all die kommenden Jahre an mich denken?

Dann? Aber jetzt? Was dachte sie jetzt, in diesem Augenblick, während sie mit abgewendetem Gesicht, wie ein Schatten, schweigend und in sich versunken, neben mir an der Steinbank stand? Rief sie sich die Worte des Mannes ins Gedächtnis zurück? Verglich sie das eben Gehörte mit der Vergangenheit und fügte in Gedanken noch dies und jenes hinzu? Prüfte sie, nachdem sie ihn selbst zurückgewiesen hatte, jetzt seine Worte und setzte sich aus den einzelnen Momenten die verdammende Wahrheit zusammen? Begann sie, trotz allem, was sie gesagt, mich in meiner wahren Gestalt zu erkennen?

Der Gedanke marterte mich. Diese Ungewißheit war nicht länger zu ertragen. Ich trat näher an sie heran und berührte ihren Arm.

„Mademoiselle.“ sagte ich — mit einer Stimme, die selbst meinen eignen Ohren fremd und unnatürlich klang — „glauben Sie das von mir?“

Sie fuhr heftig zusammen und wendete sich um.

„Entschuldigen Sie, Monsieur.“ murmelte sie, mit der Hand über die Stirn streichend, „ich hatte vergessen, daß Sie hier sind. Glaube ich — was?“

„Was der Mann von mir gesagt hat.“ flüsterte ich.

„Das!“ rief sie aus. Dann sah sie mich einen Augenblick seltsam an. „Ob ich das glaube, Monsieur? — Aber kommen Sie, kommen Sie!“ fuhr sie ungeduldig fort, „kommen Sie; ich will Ihnen zeigen, ob ich das glaube, Monsieur, aber nicht hier.“

Und schnell drehte sie sich um und ging mir voran durch die Thür des Wohnzimmers, die halb offen stand, hinein ins Haus. Es war alles dunkel, aber sie ergriff furchtlos meine Hand und führte mich hindurch, den Gang entlang, bis wir in die freundlich erleuchtete Halle kamen, wo ein großes Feuer im Kamin brannte. Jede Spur von dem Treiben der Soldaten war beseitigt. Der Raum war leer.

Sie führte mich vor das Feuer, und dort in dem hellen Licht glich sie nicht mehr einem Schatten — ein herrliches, strahlendes Weib voller Leben und Schönheit stand vor mir — mit roten Lippen und blinkenden Augen, mit glühenden Wangen und wogendem Busen.

„Ob ich das glaube?“ sagte sie mit einer Stimme, die mich erbeben machte. „Ich will es Ihnen sagen: Herr von Cocheforet hält sich in der Hütte hinter dem Farnschoder versteckt, zehn Minuten vom Dorf entfernt, an der Straße nach Auch. Sie wissen jetzt, was sonst kein Mensch weiß, außer ihm selbst und mir und Madame; und jetzt wissen Sie auch, Herr von Verault, ob ich dem Mann glaube.“

„Mein Gott!“ stieß ich hervor. Und ich starrte sie an, bis etwas von dem Entsetzen, das sich in meinen Augen spiegelte, in die ihren hinüberdrang und sie zusammenschauernd von mir zurückwich.

„Was ist Ihnen denn? Mein Gott, was ist Ihnen denn?“ flüsterte sie, ihre Hände faltend. Alle Farbe war plötzlich aus ihren Wangen gewichen, und sie sah ängstlich und zitternd in alle Ecken und nach der Thür.

„Es ist niemand hier.“

Ich zwang mich zum Sprechen, obgleich ich am ganzen Körper wie ein Fieberkranker zitterte.

„Nein, Mademoiselle, es ist niemand hier.“ murmelte ich. „Es ist niemand hier.“ Und dann sank mein Haupt tief auf meine Brust herab, und ich stand vor ihr, ein Bild der Verzweiflung. Hätte sie auch nur den geringsten Verdacht, den geringsten Zweifel gehegt, so hätte mein Benehmen ihr die Augen öffnen müssen, aber ihr Sinn war so hoch, daß sie nicht wieder an mir zweifeln konnte, nachdem sie mich einmal falsch beurteilt hatte. Sie konnte nur ganz und voll vertrauen.

Allmählich erholte sie sich von ihrem Schrecken und sah mich fragend ins Gesicht; endlich kam ihr ein Gedanke.

„Sie sind nicht wohl?“ sagte sie plötzlich. „Ihre alte Wunde, Monsieur. Nicht wahr, das ist's?“

„Ja, Mademoiselle.“ murmelte ich kaum hörbar, „meine alte Wunde.“

„Ich will Clon holen!“ rief sie ungestüm. Und dann mit einem Aufschluchzen: „Ach, der arme Clon! Er ist tot. Aber Louis ist noch da. Ich will ihn rufen. Er soll Ihnen etwas Stärkendes bringen.“

Ehe ich es hindern konnte, war sie schon aus dem Zimmer geschlüpft, und ich stand da, an den Tisch gelehnt, endlich im Besitz des Geheimnisses, nach dem ich so lange vergeblich gehandelt; ich brauchte nur die Thür zu öffnen und in die Nacht hinauszuweichen, und mein Ziel war erreicht — und doch war ich der unglücklichste Mensch von der Welt! Der Schweiß trat mir auf die Stirn, meine Augen schweiften ruhelos umher. Ich blickte nach der Thür mit dem wahnsinnigen Gedanken an Flucht — Flucht vor ihr, vor dem Hause, vor allem; und ich war wirklich schon im Begriff, sie zu öffnen, als plötzlich an der äußeren Thür ein heftiges Klopfen ertönte, das jeden Nerv in mir erzittern ließ. Ich fuhr zurück, blieb einen Augenblick wie festgebaut in der Mitte des Zimmers stehen und starrte die Thür an wie ein Schreckgespenst. Dann aber erfaßte mich plötzlich ein Gefühl der Freude; daß es irgend etwas zu thun gab, irgend etwas sich ereignete, das die furchtbare Anspannung all meines Denkens und Fühlens vielleicht lösen konnte. Und kurz entschlossen riß ich die Thür auf.

Auf der Schwelle stand, beleuchtet von dem Schein des hinter mir stehenden Lichtes, mit erhitztem Gesicht, einer der Kerle, die ich in Aach gedungen hatte. Er war gelaufen und leuchtete schwer, aber er hatte seine fünf Sinne zusammengehalten und rief, mich am Ärmel packend, sobald er mich erblickte:

„Ach, gnädiger Herr, gut, daß Sie da sind. Machen Sie schnell, kommen Sie sofort, verlieren Sie keinen Augenblick — dann können Sie noch der erste sein. Die im Dorf kennen das Geheimnis. Die Soldaten haben Herrn von Cocheforêt gefunden!“

„Gesunden?“ erwiderte ich. „Herrn von Cocheforêt?“

„Nein, aber sie wissen, wo er sich versteckt hält. Es wurde durch Zufall entdeckt. Der Lieutenant versammelte eben seine Leute, als ich fortlief. Wenn wir schnell machen, können wir ihnen noch zuvorkommen.“

„Wo ist die Stelle?“ fragte ich. „Das konnte ich nicht hören,“ antwortete er schnell. „Wir müssen ihnen unbemerkt folgen und im letzten Moment eingreifen. Das ist die einzige Möglichkeit, gnädiger Herr.“

Die Pistolen, die ich dem strawwolköpfigen Mann abgenommen hatte, lagen auf einem Schrank neben der Thür. Ich ergriff sie, ohne weiter zu überlegen, nahm meinen Hut, und im nächsten Augenblick liefen wir durch den dunkeln Garten. Nur einmal, ehe wir das Thor durchschritten, blickte ich zurück und sah das Licht durch die Thür strömen, die ich in der Eile offen gelassen hatte. Einen Augenblick schien es mir, als ob eine Gestalt die Helle verdunkelte, aber das bestärkte mich nur in dem Voratz, dem eisernen Entschluß, der jetzt mich und mein ganzes Denken erfüllte. Ich mußte der erste am Platz sein — ich mußte dem Lieutenant zuvorkommen; ich allein mußte die Verhaftung vornehmen. Ich mußte der erste sein! Und ich lief immer schneller.

Bald hatten wir die Wiese hinter uns und erreichten den Wald. Dort angelangt, schlug ich kühn, statt den gewöhnlichen Pfad zu wählen, den kleinen ein, den Elon uns geführt hatte. Alle meine Sinne schienen übernatürlich geschärft zu sein. Ich lief ohne Zögern vorwärts, instinktiv die Baumstämme und Löcher vermeidend, und folgte allen Weg-Biegungen und Windungen, bis wir endlich an der Rückseite des Gasthauses anlangten, wo wir bald das unterdrückte Gemurmel von Stimmen auf der Dorfstraße, knappe, leise Kommandoworte und das Klirren von Waffen vernahmen, während zwischen den Hütten der trübe Schein der Laternen und Fackeln hindurchblinnte.

Ich packte meinen Mann beim Arm und lauerte lauschend nieder. „Wo ist dein Gefährte?“ flüsterte ich ihm ins Ohr, nachdem ich genug gehört hatte.

„Bei ihnen,“ murmelte er. „Dann komm!“ sagte ich leise, indem ich mich aufrichtete. „Ich habe gesehen, was ich sehen wollte. Wir können gehen.“

Aber er ergriff meinen Arm und hielt mich zurück. „Sie kennen den Weg nicht,“ sagte er. „Nur Ruhe, gnädiger Herr. Sie übereilen sich. Sie brechen eben auf. Wir wollen uns unbemerkt anschließen und im geeigneten Moment eingreifen. Wir müssen uns von ihnen führen lassen.“

„Dummkopf!“ sagte ich und schüttelte seine Hand ab. „Ich weiß, wo er ist! Ich weiß, wo sie hingehen. Komm, wir wollen die Frucht pflücken, während sie unterwegs sind.“

Seine einzige Antwort war ein Ausruf des Staunens. Da begannen sich die Lichter zu bewegen. Der Lieutenant brach auf. Der Mond war noch nicht aufgegangen, der Himmel war grau und bewölkt. Vorzugehen in dieser Finsternis hieß in eine dunkle Wand rennen, aber wir hatten schon zu viel Zeit verloren, und ich durfte nicht länger zögern. Ich befaß meinem Gefährten, mir auf den Fersen zu folgen, und brach durch eine kleine Hecke, die uns den Weg versperrte; dann stolperte ich blindlings weiter über den holperigen

Platz im Rücken der Häuser und erreichte, nachdem ich ein- oder zweimal gestürzt war, einen kleinen Bach mit steil abfallenden Ufern. Ich watete hastig hindurch, kletterte die andre Seite hinauf und gelangte atemlos und keuchend auf die Straße oberhalb des Dorfes, etwa fünfzig Schritte vor der Truppe des Lieutenants.

Sie hatten nur zwei Laternen brennen, und wir befanden uns außerhalb ihres Lichtkreises, auch überlante der gleichmäßige Lärm des Marschierens das Geräusch, das wir verursachten.

Es war also keine Gefahr, daß wir entdeckt werden konnten, und so ließen wir sie im Rücken und liefen, so schnell wir konnten, die Straße entlang. Glücklicherweise waren sie mehr darauf bedacht, unbemerkt zu bleiben, als schnell vorwärts zu kommen, und so hatten wir schon in einer Minute die Entfernung zwischen ihnen und uns verdoppelt. In zwei Minuten leuchteten ihre Lichter nur noch wie kleine Funken aus der Dunkelheit heraus. Wir hörten nicht einmal mehr das Marschieren. Ich verlangsamte jetzt meine Schritte und begann nach allen Seiten hin die Nacht nach dem Farnschober zu durchspähen.

Auf der einen Seite stieg der Hügel steil empor, auf der andern fiel das Gebäude nach dem Fluß zu ab. Auf keiner Seite war dichter Wald, sonst wäre mein Suchen ungeheuer erschwert worden. Nur einzelne Fischen ragten hie und da aus dem Farnkraut empor. Das war ein Glück für mich, und bald sah ich auf der oberen Seite die festen Umrisse des Farnschobers auftauchen, der sich dunkel gegen die hellere Hügelwand abhob.

Mein Herz schlug heftig, aber ich durfte nicht zögern. Meinem Gefährten zuflüsternd, dicht bei mir zu bleiben und sich immer bereit zu halten, um mir zu helfen, kletterte ich leise den Damm hinauf und tastete mich, die Pistole in der Hand, an dem Schober entlang, bis ich die Rückseite erreichte, wo ich die Hütte, mit Herrn von Cocheforêt darin, vermutete. Aber ich fand keine Hütte. Sie war nicht da! Und überdies war es hier noch viel dunkler als auf der Straße, so daß mir plötzlich, während ich zwischen Hügel und Farnschober stand, der Gedanke kam, daß ich etwas sehr Schwieriges unternommen hatte. Die Hütte hinter dem Farnschober. Aber wie weit dahinter? Wie weit davon entfernt? Der dunkle Hügel ragte uns zu Häupten, unendlich, unermesslich, in Nacht gehüllt. Ihn zu erklettern, um eine winzige Hütte zu suchen, die wahrscheinlich wohl verborgen und schon bei Tage schwer zu finden war, erschien mir ebenso aussichtslos wie das Suchen nach der sprichwörtlich gewordenen Nadel im Heuhaufen! Und während ich niederge schlagen und zweifelnd — fast verzweifelt — das alles überlegte, wurde das Marschieren der Soldaten auf der Straße hörbar und kam näher und näher. (Fortsetzung folgt.)

Humoristische Blätter.

Latentisch. Ein lustiger Bruder Studio, der schon zweimal an den gestrigen Herrn Papa um Geld geschrieben, aber keine Antwort erhalten hat, fragt auf telegraphischem Wege an: „Wo bleibt Geld?“ — Sofort empfängt er, ebenfalls per Draht, die Rückantwort: „Geld bleibt hier!“

Singen ist keine Kunst. In dem Gemeinderat der Stadt X. entbrannte ein heftiger Streit über das Gesuch des Vereins „Fauna“, welcher eine Unterstufung von hundert Mark für eine von ihm in Aussicht genommene Geflügelausstellung wünschte. Mehrere Mitglieder des Rates bemerkten, daß nach Bewilligung des Gesuchs auch andre Vereine, besonders die Gesangsvereine, um häßliche Beihilfe sich bewerben würden. Da erhob sich ein Rat und brach in die gewichtigen Worte aus: „Ach, singen kann jeder, aber Eierlegen nicht!“ Die hundert Mark wurden bewilligt.

Modern. Nicosolischer: „Schon seit sechs Wochen fahr' ich den Doktor zu euch — wer braucht ihn denn?“ — Bedienter: „Die gnädige Frau — der ist nicht wohl, wenn sie nicht krank ist.“

Verbesserung. Bei einer Compagnie stehen ein Lieutenant und ein Musiker. Beide heißen Müller. Eines Tages hält der Unteroffizier Strammbein dem Musiker eine Rede über seinen schlappen Marsch, die er mit den Worten schließt: „Und nicht genug, daß Sie so miserabel marschieren, heißen Sie gar noch Müller!“ In diesem Augenblick bewert er den Lieutenant Müller neben sich stehen, auf dessen Stirn sich bei den letzten Worten des Unteroffiziers feine Wolken zusammenziehen. In größter Verlegenheit, wie er es wieder gut machen soll, sagt Strammbein schließlich: „Ja, du nichtsnutziger Schlingel, es ist bloß schade um den schönen Namen, sonst hät' ich dich längst erwürgt.“

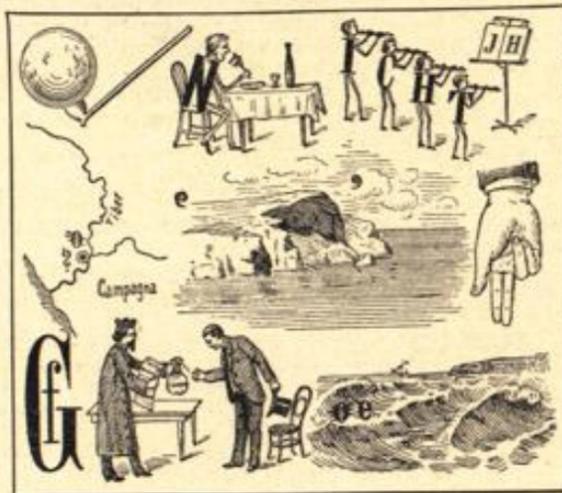
Neue Bücher und Schriften.

Kuret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin SW. 46. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 24 Lieferungen à 1 M. 50. — Unabertroffen!

Becher-Stein, Harriet, Cate's Tom's Hütte. Neu überfetzt von W. Jacobi. 24 Lieferungen à 30 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Der berühmte, beinahe in alle Sprachen überfetzte Roman schildert mit packender Gewalt und in ergreifenden Tönen das Los der armen Schwärzen, die Opfer der Sklaverei, wie sie früher in den Vereinigten Staaten bestanden. Der Preis für diese reich und gut illustrierte Volksausgabe ist ein ungemein niedriger, möge sie um so leichter Eingang finden in jeder Volks- und Schulbibliothek, in jedem Hause.

Allerlei Kurzweil.

Bilderrätsel.



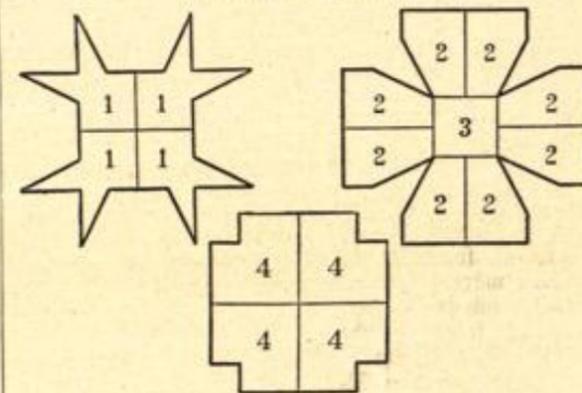
Silberrätsel.

An meine erste Silbe er dacht,
Sie sah zu gewinnen, Tag und Nacht,
Er ließ sie nicht ruhen und ließ sie nicht ruhn,
Und zweifach war ihr geschäftig Thun:
Und als er meinte, die zweite wag' ich,
Da sente er zu der ersten sich;
Und als er zum 1. 2 fügte die 2 —
Da jagt' ihm ein Blick, daß am Ziel er sei!

Kapselrätsel.

Glühlicht, Fickeln, Verhörrichter, Werdarus, Haußeingang, England, Hängebrücke, Nicaragua, Nachtbienst, Lemgo, Pödenbücher, Tabakverbrauch, Gardangerfjord, Gedentlag.
Aus jedem der vorstehenden Wörter sind drei nebeneinander stehende Buchstaben zu entnehmen, die, im Zusammenhang gelesen, einen Sinnspruch ergeben.

Zerlegungsaufgabe.



Man bilde aus den Teilen obenstehender drei Figuren ein Quadrat.

Doppel-Ergänzungsrätsel.

Mit ab braucht's manche — —, Mit auf thut es die — —,
Mit an thut es die — —, Mit ent thut es die — —,
Mit aus giebt es dir — —, Mit hin seht's manchmal — —,
Mit zu will's was — —; Mit her verlangt's — —.

Buchstabenrätsel.

1 . . . Will kein Geld sei,
1 2 . . . Gilt erst, multipliziert mit zwei,
1 2 3 . . . 'ne Stadt im Frankenthal,
1 2 3 4 . . . Man's Knab' wird so genannt,
1 2 3 4 5 . . . Und manches Mädchen so,
2 3 4 5 . . . Im Deutschen Reich ein Fluß,
2 3 4 . . . Such mich im Kaufhaus,
2 3 . . . Mich drauß' vor Stadt und Schloß,
5 . . . Bin einer Leiter Sproß —
Nun rate comme il faut.

Auflösungen der Rätsel Seite 127.

Des Wörterrätsels: Frod — Brod. Cran — Fran. Messing — Essing. Rom — Dom. Kiser — Eiser. Jadel — Kadel. Soliere — Noliere. Um — Um. Pürol — Tirol. Zerbst — Herbst.

Des Silberrätsels: Friedrichshafen — Rodenberg — Interditt — Einburg — Daniel — Esau — Infusorie — Melac — Gabolak — Arab — Ujamao — Seminar — Barbara — Madon — Nias.

Des Worträtsels: Umgehen.
Der Kombinationaufgabe:
Die Wahrheit ist ein Held,
Den niemand löst;
Ja selbst im Unterliegen
Kommt er zum Siegen.

Des Leiterrätsels:
Tau
Lauber
Berlin
Lindau
Damen
Kensh
Schiff
31

Des Königszugs:
Ward unter dir dein erstes Lieb, Mich als die Thronen, Mitgeschicht,
Vas fahren, Anab, Ich fahren; Die deine Wangen nekten!
Was schadet ein beßchnittener Trieb, Die erste Liebe lödet nicht —
Dem Baum in jungen Jahren? Man hirtet nur an der letzten.
(Robert Damerling.)

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Die Farben der Kaiserin. Die Flagge der preussischen Provinz Schleswig-Holstein ist vom königlichen Heroldsamt zu Berlin vierfarbig festgesetzt und zwar blau-gelb-rot-weiß.

Militär.

Kaiser Wilhelm hat folgende Bestimmungen erlassen: Die Offiziere der Fußtruppen haben im Gefecht den Degen (Säbel) nur dann zu ziehen, wenn die Truppe zum Angriff schreitet, also dazu tritt fast beziehungsweise die Tamboure anschlagen, wenn die Schützen zum Sturm anlaufen oder das Seitengewehr aufgezinkt wird.

In 104 Gemeinden um Metz befinden sich zurzeit 76 monumentale Denkmäler, 422 Gedenksteine und 987 Kreuze. 1485 Gräber decken die Reste von 9812 französischen und 10562 deutschen Soldaten; bei 994 Gräbern kennt man die Zahl der in ihnen beerdigten Soldaten nicht genau.

Verkehr.

Zum Pferdefleischverbrauch in Oesterreich bringt die Wiener „Reichswehr“ in Erinnerung, daß vor fünfzig Jahren in Oesterreich die Pferdefleischkost eingeführt wurde. Graf Barth von Barthenhelm lud damals 42 österreichische Aerzte zu einem „Pferdefleischbanquet“ ein, bei dem Pferdefleisch in gelottem, gedünstetem und gebratenem Zustand aufgetragen wurde.

Naturwissenschaftliches und Erfindungen.

Wieviel soll ein gesunder Mensch wiegen? Bei einer Körperlänge von 150 Centimeter beträgt das Normalgewicht 50 Kilogramm oder 1 Zentner; es wächst dann mit jedem Centimeter Körperlänge um 1 Kilogramm.

Sensationelle Erfindung. In dem amtlichen Verzeichnis der Patente für das Deutsche Reich ist folgendes wörtlich zu lesen unter Nr. 92406: „Fräulein Elfriede Zaleskiewicz in Berlin:

Vorrichtung zur Wiederherstellung voller Wangen.“ Es folgt dann die Beschreibung des Apparats, der im Munde zu tragen und an den natürlichen oder falschen Zähnen zu befestigen ist. — Großartig!

Heilwissenschaft. — Gesundheitspflege.

Eine Schluckauf-Epidemie war unlängst in einer höheren Töchterchule in Wien ausgebrochen, worüber Dr. Verdach an die Wiener Herzogsgesellschaft berichtete. Von 35 Schülerinnen erkrankten in einer Woche nicht weniger als 16. Das Schlucken konnte von den davon Befallenen freiwillig nicht angehalten werden, hörte nur im Schlaf völlig auf, um beim Erwachen sofort wieder zu beginnen.

Eine amtliche Warnung vor dem Genuß roher Milch erläßt der Polizeipräsident in folgender Bekanntmachung: „Mit Rücksicht auf die neuerdings wieder beobachtete Zunahme des Typhus und anderer Darmkrankheiten in der Stadt fühle ich mich veranlaßt, das Publikum dringend vor dem Genuß ungekochter Milch zu warnen, die in vielen Fällen als Träger der Krankheitskeime verdächtig ist.“

Der Polizeipräsident. Berlin, den 1. September 1897. gez. von Windheim.“

Anglücksfälle.

Auf sonderbare Weise verunglückt ist in Kreuznach ein Barbier. Er zündete sich einen Zigarrenstummel an, ein Windstoß trieb die Flamme des Streichhölchchens ihm ins Gesicht, und im Nu standen der kräftige Schnurrbart, der lang herabwallende Bolckart und das Haupthaar in Flammen.

Kunstdünger beim Brückenbau. Beim Brückenbau in Endorf (Bezirk Rosenheim) wurden kürzlich die Betonarbeiten für die Brückenpfeiler hergestellt und deshalb eifrig Zement und Kies gemischt. Plötzlich stürzten ein Bahnbeamter und der Ingenieur herbei und riefen schon von weitem mit allen Zeichen der Ungeduld: „Halt! Halt!“ Es waren nämlich zwei Waggons eingelaufen, der eine mit Kunstdünger, der andre mit Zement, und da Irrten menschlich ist, kam eine Verwechslung vor, und statt des Zements wurde der Kunstdünger zum Brückenbau verwendet.

Warnungstafel.

Warnung vor einem französischen Schwindel. Die „Rdin. Jtg.“ wird auf einen Schwindel aufmerksam gemacht, der von Frankreich aus seine Netze nach Deutschland wirft. Ein Bankgeschäft H. Bonfils, 4 Rue Chauchat in Paris, verleiht einen Prospekt zur Zeichnung von 4000 Aktien zu 25 Franken für ein Unternehmen, das den schönen Namen La Kamie Egyptienne führt. Der Anklündigung zufolge handelt es sich (buchstäblich): um den Bau und Ausnutzung einer in Bezug auf Opalität und Ertrag einzig dastehenden Textilfabrik, der „Kamie“, einer Art „Brennerei“, welche eine Umwälzung in der ganzen Textilindustrie hervorrufen wird.

seinem Kapitalchen von 100 000 Franken, das in vier Jahren von selbst auf 10 Millionen anwachsen soll, durchaus uns Deutsche beglücken will, darüber mögen die Leute sich klar werden, die auf diesen „Brennerei“ hineinfallen.

Entscheidungen.

Ründigung wegen militärischer Uebung. Ein junger Mann hatte bei einer Firma, die in der Nähe Bielefelds domiziliert, die Stelle eines Korrespondenten bei vereinbarter gegenseitiger dreimonatlicher Ründigungsfrist inne und wurde infolge einer achtwöchigen militärischen Uebung sofort entlassen. Hierauf ließ sich der Betreffende jedoch nicht ein, wurde vielmehr, als die Firma ihm nur das Gehalt für sechs Wochen (Art. 60 H.-G.-B.) von den zu übenden acht Wochen bezahlte, klagbar und erreichte damit, daß der Prinzipal verurteilt wurde, ihm auch noch vom Zeitpunkt der Beendigung der militärischen Dienstleistung bis zum Ablauf der dreimonatlichen Ründigungsfrist das volle Gehalt zu bezahlen. Die hiergegen seitens der Firma eingelegte Verurteilung ist kostenpflichtig zurückgewiesen worden.

Ehrenmeldung.

Unentgeltliches Krankenbrot. Eine Genossenschaft in Lüttich, „La Populaire“, die eine eigne Bäckerei betreibt, hat eine eigenartige neue Verwendung von Gewinnanteilen eingeführt. Dieselbe gewährt jedem Mitglied, das erkrankt oder arbeitsunfähig wird, auf die Dauer dieses Zustandes bis zu einem vollen Jahr das Brot für die Familie umsonst. Die Leistung ist erheblich und dadurch auch um so mehr für die Mitglieder der Genossenschaft, die meist Arbeiter sind, sehr wertvoll.

Gestorben:

Wilhelm Heiser. „Nur einmal blüht im Jahr der Mai...“ Der Komponist dieser so populär gewordenen Weise, dessen Namen man vielfach wohl schon vergessen hatte, ist in Friedmann gestorben. Es war Wilhelm Heiser, der früher die Kapelle des Garde-Fußliertregiments („Maitäfer“) leitete und seit Jahren ein beschauliches Ruheleben führte. Auch das „Heidegrab“, eine ebenfalls sehr volkstümlich gewordene Schöpfung, rührte von ihm her. Heiser ist 81 Jahre alt geworden.

Miscellen.

Was man aus der Sommerfrische nach Hause bringt, verrät ein Eingeweichter im „Wien. Fremdenbl.“ mit folgenden Verjen:

- Pausenbäder, wunde Füße, Von Bekannten schöne Grüße, Mit Ojon gefüllte Lungen, Schnupfen und Grimmerungen, Hühneraugen, Hochgenüsse, In den Kleidern manche Risse, Klagen über hohe Preise, Abenteuer von der Reise, Rückenstücke, groß wie Foden, Arg zerriff'ne Schuh' und Socken, Säckelchen zum Angebenken, Schmerzen in den Beingelenken, Ein zeretztes Parapluie, Und ein aufgeschlagenes Knie, Schmutz'ge Wäsche, neue Biige, Eine lange Reifezitze, Seltnes Kraut, verdorbener Wagen, Abgetragne Gummikragen, Arbeitslust und Sommerproffen, Souvenirs von Kurgenossen, Braune Haut wie bei Mulatten, Ausgedehnte Hängematten, Wohlgeschmack von fremden Bieren, Neuen Stoff zum Remonvieren, Abgenutzte Reisetaschen, Schmutz und Staub, kaum abzuwaschen, Schnjucht nach dem Kanapee Und — ein leeres Port'monnaie.

Briefkasten.

Das Erscheinen eines neuen Werkes des Altmeisters Theodor Fontane darf immer als ein Ereignis in der deutschen Litteratur bezeichnet werden, und so wird unsre Leser gewiß die Mitteilung interessieren, daß ein neuer Roman aus seiner Feder unter dem Titel „Stechlin“ in dem sechsten beginnenden neuen Jahrgang von „Meber Land und Meer“ erscheint. Neben dem hochinteressanten Roman Fontanes finden wir noch die humoristische Erzählung „Eine Künstlerfahrt nach Galabassien“ von Kurt Gdberg und eine Skizze „Jahrmartischbaumel“ von Heidehindermann, während in der „Deutschen Romanbibliothek“, die jetzt in ihren 26. Jahrgang tritt, ein spannender Roman „Ein Kaufmann“ von Sophie Junghans sowie ein Roman von F. von Zobeltitz, „Der gemordete Wald“, zur Veröffentlichung gelangten. Das erste Heft beider Zeitschriften (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist durch jede Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten.

„Meer“ den von 1883 zu Nr. 5.— und die von 1884 bis 1888 zu Nr. 4.—. Größt herzlichst erwidert! K.O. F. B. in Laibach. Doch trotz aller Mühe die Wäsche immer gelblich ausseht, liegt, wenn schlechtes Spülen nicht die Ursache ist, vielfach am Wasser, das man zum Waschen benutzt. Brunnenwasser enthält oft so viel mineralische Stoffe, daß davon die Wäsche gelb wird, deshalb ist Regenwasser am besten zum Waschen. Wo dies nicht zu haben ist, süge man dem Brunnenwasser auf je 20 Liter 125 Gramm Borax zu beim Waschen. Um der gelblichen Wäsche vorerst ihre Weiße wiederzugeben, legen Sie sie über Nacht in Buttermilch, trocknen sie, waschen sie in mit Borax versetztem Wasser, spülen gut und ziehen sie nun durch Wasser, dem Sie auf 6 Eimer 4 Löffel Spiritus und 2 Löffel Terpentinöl zusetzen. Die Wäsche wird möglichst in freier Luft getrocknet, sie wird blendend weiß. „Abonnent“ in Forst i. L. Sie haben recht. In der Unterschicht des Ueberflusseschwemmbildes auf Seite 89 (Heft 4) ist ein Versehen passiert; es muß richtig heißen „Gubener Straße in Forst“, anstatt „Straße in Guben“. O. M. in Samarang. Von Ihrer freundlichen Mitteilung haben wir mit Interesse Kenntnis genommen. Besten Dank und herzliche Grüße! Paul F. in D. Das Technikum Wittweida, Sachsen, ist ein beschicktes, unter Staatsaufsicht stehendes, höheres technisches Institut zur Ausbildung von Elektro- und Maschinen-Ingenieuren, Technisern und Wert-

meistern. Sowie und bekannt, beginnt das Wintersemester mit 18. Oktober. Erbitten Sie sich Programm beim Sekretariat des Instituts. ? in Altona. Die von uns angestellten Nachforschungen haben die vollständige Grundlosigkeit Ihrer Zweifel ergeben. „A. R. B.“ Die Stempelfeuern sind — mit Ausnahme der Steuern auf Wechsel und Börsenpapiere — nicht reichsgefällig, sondern durch Landesgesetze geregelt, und diese sind in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten auch wieder verschieden. Ihre Frage läßt sich daher ohne Angabe des Bundesstaates, in welchem Sie wohnen und der Vertrag abgeschlossen wurde, nicht beantworten. „Göschel“ in L. Hofel. 4. 11. „Sommerfahne am Rhein.“ Größt zuvor! Das „Ihm“ bezog sich auf gewisse Postkarten; don't you remember? Leonie v. R. Schloß R. Verbindlichen Dank für die freundliche Weiterempfehlung. Kolagent. Recht hübsch und fühlbar momententproffen, wenn auch noch nicht ganz druckreif. August L. in B. Gelegentlich nicht erlaubt! „Sekundant“ in O. Ihr „Sturm und Drang“ fand in unserm Papiertorb Ruhe. „Altes J.“ in Stuttgart. Das Betreffende ist dort gegen alle Eventualitäten vollkommen gesichert! (Unlieb durch Urlaubsabwesenheit verzögert.)

Leonhard H. in Unt.-G. Siebzehn Wächter, daß ich in diesem Fall sehr lobendwert, unserm Raumangel gegenüber aber zu viel; eine aber der Strophen Ihres Gedichtes „Zum Preis meines Liebchens!“ wollen wir doch, mitfühlend, hier wiedergeben: „Sie ist von gediegenem Wuchs, Schlanke gewachsen wie eine Taube; Aber auch klug wie die Schlange, Doch habe ich darum keine Bange; Weil ich auch weiß meine Haltung In des Ehestandes fester Gehaltung Und was und wie es sich schickt, Wenn man die treue Gattin beglückt.“ Da kann es ja nicht fehlen! „Bakor“ in W. Ein ebenso interessantes wie betrieblendes Album der Hochwasser-Ansichten in Sachsen am 30. und 31. Juli 1897 — das Weiterleitthal von Götta bis Deuben“ veröffentlicht Fuhrmanns Kaiserpanorama, Redlichshaus, Dresden-Altkönig. Da das Festden zu Gunsten der Wasserbeschädigten herausgegeben, wünschen wir ihm von Herzen viel gebührende Abnehmer! „Tante Gottliche“ in Biberach. Ihr lieber Brief hat uns viel Vergnügen bereitet; Gott erhalte Ihnen Ihr „altes junges Herz!“ Beste Gegengrüße! Jakob D. in R. bei Ob.-W. Anleitung zum Pilsbrennen“ von G. Geisler, illustriert in Dreifarbendruck. Leipzig, Emil Stod. R. 1.—. „Schmied“ in Mannheim. Brieflich beantwortet.

„L. R. Briefkasten“ in Putareß. Wenden Sie sich an die Redaktion der „Tierbörse“, Berlin. G. R. in Bräuderwiese. Es ist uns, bei unsrer großen Auflage, leider nicht möglich, Anfragen „im nächsten Heft“ zu beantworten; sollte es noch nicht verspätet sein, so bemerken wir Ihnen, daß wir das Vorgeschlagene für durchaus passend erachten. Freundliche Grüße! Otto L. in Bahia. Wir haben die Einlage sofort an den Adressaten abgesandt und die nötigen Weisungen beigefügt. „Oberlehrer“ in W. Der Ausspruch „L'histoire n'est qu'une fable convenue“ stammt von G. Fontenelle, einem Kassen Genesilles. Anton G. in B. Lassen Sie sich durch Ihre dortige Buchhandlung kommen: „Ansprachen und Tischreden“. 7. Bändchen: Für Gesangsvereine. Preis R. 1.20. Verlag von Eduard Bloch in Berlin. Sie werden darin das Gesuchte finden. Fr. G. Theile in Grand Rapids, Mich. 310 W. Fulton Str. Sie erlauben uns um die Adresse von Frau Luise Winkler, die vor Jahren in Odell, Breslaustr. 14, wohnte. — Wer kann Auskunft geben? Otto R. in B. Diesmal leider nichts Verwendbares darunter. Friz B. in F. Eine blonde Farbe erhalten die Haare durch Waschungen mit einer Lösung aus einem halben Liter Weiswein und 150 Gramm Arabarber (bis auf die Hälfte einzulösen). Nach dem Waschen läßt man trocknen.